Zwei schöne Frauen.

Criminal-Geschichte

von

J. D. H. Temme.

Berlin, 1865.
Verlag von Gustav Behrend.

Abenteuer im Schlosse.

Vom frühen Morgen an hatte im Schlosse geschäftiges Leben geherrscht. Alles bereitete sich vor, den Schloßherrn, der heute mit seiner jungen Gemahlin eintreffen sollte, würdig zu empfangen.

Vom Mittag an herrschte dieselbe Bewegung in dem wenige Minuten vom Schlosse entfernten Dorfe, dessen Besitzer der Schloßherr war. Von zwei Uhr Nachmittags an war die Bewohnerschaft des Dorfes in festlicher Kleidung am Schlosse versammelt, das neuvermählte Paar zu erwarten.

Um fünf Uhr traf in einem eleganten, mit vier Postpferden bespannten Reisewagen das erwartete Paar am Schlosse ein, wurde von den Beamten und der Dienerschaft ehrerbietig empfangen und von den Dorfbewohnern jubelnd begrüßt.

Sofort begannen dann im Schloßhofe und in den Nebengebäuden des Schlosses die Festlichkeiten, die der Gutsherr für seine Unterthanen schon vorher anbefohlen hatte. Die Leute wurden bewirthet; Musikbanden waren da; das junge Volk tanzte. Ueberall sah man Heiterkeit und Fröhlichkeit. Sie wurden vermehrt, wenn der Freiherr mit seiner jungen Gemahlin unter die Zechenden und Tanzenden sich mischte. Der Freiherr war so glücklich, seine junge Gemahlin war so schön, und wenn sie auch nicht immer so recht fröhlich erschien, vielmehr

*) Vor Nachdruck dieser Erzählung wird ausdrücklich gewarnt.

ein trüber Blick manchmal in ihren Augen lag und ein leises, fast schmerzliches Zucken ihre Lippen bewegte, so hatte sie doch auch wieder so manches freundliche und wohlwollende Lächeln, und einer jungen Vermählten, die Eltern und Geschwister und Freundinnen, Vaterhaus und Lieblingsplätze, die ganze liebe Gewohnheit ihres bisherigen Lebens hat verlassen müssen, um plötzlich in eine völlig veränderte Lage und Lebensweise hineingeworfen zu werden, ihr kann auch wohl auf Momente das Auge getrübt und die Stirn umwölkt werden.

Um Mitternacht waren die Festlichkeiten zu Ende, Musik und Becherklang verstummten, Zechende und Tanzende begaben sich nach Hause, das Schloß und seine Umgebung wurde stiller und stiller und dunkler und dunkler.

Um ein Uhr war das letzte Licht im Schlosse ausgelöscht; es herrschte völlige Stille in dem weitläufigen Gebäude und seiner ganzen Umgebung; Alles schlief.

Wenige Minuten vor zwei Uhr durchdrang ein furchtbarer Schrei die Räume des Schlosses; man hörte ihn bis auf den Schloßhof hinaus.

„Hülfe! Hülfe! Mörder! Mörder!"

Der Ruf kam aus dem Schlafgemach der Neuvermählten. Die sämmtlichen Bewohner des Schlosses hatten ihn vernommen. Die Meisten hatten, aus dem ersten Schlafe geweckt, sich wohl nicht sofort klar besinnen können. Der Haushofmeister war der Erste, der in das Schlafgemach drang.

Ein Nachtlicht brannte in dem Gemach. Es zeigte ihm die Freifrau, kaum halb bekleidet, mit blutigem Gesicht, mit blutigen Händen, die Züge des Gesichts entstellt. So saß sie vor dem Bette.

In diesem lag der Freiherr todt in einer Blutlache; das Blut floß noch aus einer breiten Wunde, die er mitten in der Brust hatte.

„Was ist hier geschehen?" rief der Haushofmeister der Herrin zu. Sie hörte ihn nicht; sie saß erstarrt, als ob sie selbst eine Leiche sei. Der Haushofmeister berührte sie.

„Gnädige Frau, was ist hier geschehen?“

Sie bewegte die Augen und sah zu ihm auf, aber mit dem Blicke des Wahnsinns.

„Er ist todt,“ sagte sie leise, „Sie sehen es ja.“

Die Worte wiederholte sie, eine andere Antwort konnte der Haushofmeister auf alle Fragen von der Frau nicht erhalten; ihr Geist war irr, von Wahnsinn befangen.

Er übergab sie ihrer Kammerfrau.

Ein entsetzliches Verbrechen war verübt. Von wem? Aus welcher Veranlassung? Unter welchen Umständen? Der Haushofmeister forschte bei den Bewohnern des Schlosses, in dem Schlafgemach, in der Umgebung des Schlosses; sein Forschen blieb vergeblich. Er sandte einen reitenden Boten in die benachbarte Stadt, dem Criminalgerichte von dem Ereigniß Anzeige zu machen. Er setzte seine Nachforschungen fort, bis am andern Morgen das Gericht eintraf; er hatte auch bis dahin nichts ermittelt, was ein Licht über die That hätte verbreiten können.

Der Criminalrichter, der zur Untersuchung des Verbrechens eintraf, war ein sorgfältiger, gewandter und erfahrener Inquirent. Er besichtigte, nachdem er zuvor von dem Haushofmeister das Wenige, was dieser wußte, vernommen hatte, zu allererst das Gemach, in welchem das Verbrechen verübt war.

Es lag im ersten Stock des Schlosses, an dessen linkem Seitenflügel, am Ende eines breiten Corridors. Es hatte drei Thüren; die eine ging in den Corridor, die beiden anderen rechts und links in die Wohngemächer des Freiherrn und der Freifrau. Zwei Fenster öffneten sich nach einem Bosket, das sich an den, hinter dem Hause gelegenen Park anschloß. In dem Zimmer standen zwei Betten, in einem lag die Leiche des Freiherrn noch in ihrem Blute. Die Wunde in der Brust ging bis in das Herz; sie mußte mit einem Dolche oder mit einem Messer beigebracht sein.

In dem ganzen Zimmer war keine Spur zu entdecken, die zu einem Aufschluß über das Verbrechen hingeleitet

hätte. Kein Instrument, mit dem die Verletzung hätte beigebracht werden können, wurde aufgefunden, keine Unordnung, die auf ein stattgehabtes Kämpfen oder Ringen gedeutet hätte, wahrgenommen. Der Getödtete mußte widerstandslos ermordet worden sein. Die Fenster waren verschlossen, wie auch der Haushofmeister sie gefunden hatte, als er sie schon in der Nacht untersuchte. Die drei Thüren des Zimmers lagen in den Schlössern; der Haushofmeister hatte auch das schon in der Nacht so befunden. Abgeschlossen waren sie nicht gewesen; es hatte mithin allerdings durch jede derselben Jemand von außen in das Schlafgemach hineingelangen können. Aber weder im Corridor, noch in den Gemächern zur Seite zeigte sich irgend eine Spur, daß Jemand dagewesen sei. Auch in dem Schlafzimmer selbst fand sich keine Fußspur und kein anderes Zeichen, das auf die Anwesenheit eines Dritten hätte schließen lassen. Nur Eins war gewiß: hier war ein Verbrechen verübt und dieses Verbrechen war ein Mord. Aber wer der Mörder, welches das Motiv der That, von welchen Umständen sie begleitet worden war, das Alles blieb völlig so im Dunkeln, wie es in der Nacht, bei der ersten Entdeckung des Verbrechens, gewesen war.

Licht konnte darüber nur die Freifrau, die junge Wittwe des Ermordeten, verbreiten, aber ihr war das Licht des Geistes nicht zurückgekehrt. Sie vermochte auf keine Frage eine Antwort zu geben; sie lag in einem stillen, bewußtlosen Hinbrüten und erkannte Niemanden, der um sie war. Mechanisch wehrte sie jede Nahrung von sich ab.

Der Inquirent unterwarf das Schloß und dessen ganze Umgebung einer sorgfältigen Untersuchung. Er entdeckte nur zwei Umstände, die ihm von Erheblichkeit erscheinen konnten.

An dem Schlosse führte eine Chaussee vorüber. Der Hof vor dem Schlosse stieß unmittelbar an sie, der linke Seitenflügel des Schlosses reichte in einem Winkel bis

fast an sie heran. Vor diesem Flügel befand sich ein Bosket und an diesem entlang führte ein Fahrweg bis in einen etwa zehn Minuten entfernten Wald. Auch den Fahrweg untersuchte der Inquirent und entdeckte darin die frische Spur eines Wagens, der mit zwei Pferden bespannt gewesen war. Der Wagen war aus dem Walde gekommen und bis an das Schloß gefahren, wo er gehalten haben mußte, wie eine von den Pferden zertretene Stelle zeigte. Dann war er in die Chaussee hineingefahren, auf deren harten, steinigen Boden er nicht weiter zu verfolgen war. Er konnte nach rechts, er konnte nach links gefahren sein. Auffallend war dabei noch die eigenthümliche Form der Einschnitte, welche die Räder des Wagens in den Fahrweg gemacht hatten. Sie zeigten keinen Eisenbeschlag, keine Nägel, dagegen waren sie ungewöhnlich breit und an den Seiten ohne Schärfe, und dort, wo der Wagen gehalten hatte, glaubte man zu bemerken, daß die Räder mit irgend etwas umwickelt gewesen seien. Es sei Stroh gewesen, meinte der Kutscher des Schlosses.

Diese erste Entdeckung führte zu einer zweiten. Der Inquirent untersuchte noch einmal genau die Fenster des Schlosses. Das Schloß war ein dreistöckiges Gebäude. Unter dem hohen Parterre befanden sich Souterrains mit niedrigen Fenstern. Eins derselben wurde unverschlossen, nur angelehnt gefunden; es war in dem linken Flügel, kaum zwanzig Schritt von der Stelle, wo in dem Fahrwege der Wagen gehalten hatte, und öffnete sich an dem Ende eines langen Ganges, der mit dem oberen Theil des Schlosses in Verbindung stand. Unter dem Fenster in dem Gange stand eine Bank, vermittelst deren man bequem durch das Fenster ein- und aussteigen konnte. Ob indeß in der Nacht wirklich Jemand durch das Fenster gestiegen war, darüber fand sich wiederum nicht die geringste Spur vor. Kein Fußtapfen, kein Körnchen Sand oder Erde war zu entdecken, weder in dem Gange, noch an dem Fenster, noch außen an der Mauer. Hier lag

fester Kies, der sich durch das ganze Bosket an der Schloßmauer entlang zog. Keiner der Bewohner des Schlosses konnte Auskunft darüber geben, ob das Gangfenster schon seit längerer Zeit offen und nur angelehnt gewesen, ob die Bank unter demselben schon früher dagestanden habe oder vielleicht erst in neuester Zeit dahin gestellt sei. Es war hier eben eine Gegend des Schlosses, in welche selten Jemand kam.

Der Inquirent war bei seinem Forschen hauptsächlich auf den Haushofmeister angewiesen. Dieser war der erste Beamte, einer der ältesten Bewohner des Schlosses, in seiner ganzen Erscheinung ein höchst verständiger und durchaus zuverlässiger Mann. Ihn befragte er ausführlich und erfuhr von ihm Folgendes.

Der Ermordete, Freiherr Eberhard von Sternberg, hatte ein Alter von zweiunddreißig Jahren erreicht. Er war schon früh, mit erreichter Großjährigkeit, in den Besitz des Gutes und Schlosses Weinfelden und der übrigen bedeutenden Güter seines Vaters gekommen, der bereits seit vielen Jahren verstorben war. Die Mutter hatte ihm noch früher der Tod entrissen. Als Knabe war er von seinen Lehrern streng erzogen, bis zu seiner Großjährigkeit von seinem Vormunde streng gehalten. Großjährig, erlangte er seine volle Freiheit; er ging auf Reisen, durchreiste die halbe Welt und verbrauchte viel Geld, das ihm immer nachgesandt werden mußte. Weiter erfuhr man nichts von ihm. Aus den großen Summen, die er verbrauchte, schloß man auf ein wildes Leben. Diese Vermuthung schien ihre Bestätigung gefunden zu haben, als er vor ungefähr einem Jahre, nach ununterbrochener, beinahe achtjähriger Abwesenheit, plötzlich nach Weinfelden zurückgekehrt war. Er hatte ein hochfahrendes, unbändiges, rücksichtsloses, rohes Wesen und zeigte dieses Jedem, mit dem er in Berührung kam. Damals hatte er sich nur etwa vier Wochen im Schlosse aufgehalten. Eine innere Unruhe, seiner äußeren Unbändigkeit entsprechend, schien ihn nicht länger in der Einsamkeit desselben geduldet

zu haben. Er war plötzlich eines Tages wieder fort und hatte bedeutende Summen mit sich genommen. Wohin er gegangen, erfuhr Niemand; man hörte nichts weiter von ihm. So war beinahe ein Jahr vergangen; da meldete ein Brief von ihm, daß er im Begriff stehe, sich zu vermählen, daß er in vier Wochen mit seiner jungen Gemahlin in Schloß Weinfelden einziehen werde; das Schloß sei zu seinem und seiner Gemahlin würdigen Aufenthalte so glänzend wie möglich einzurichten. Beigefügt war ein Schreiben an den Pfarrer des Dorfes Weinfelden, in der Pfarrkirche das vorschriftsmäßige Aufgebot für ihn und Fräulein Anna von Senden zu besorgen. Der Haushofmeister setzte das Schloß in Stand und der Pfarrer besorgte das Aufgebot. Der Aufbietungsschein wurde dem Freiherrn nach einer kleinen Stadt im mittlern Deutschland gesandt. Gerüchtweise hatte man darauf gehört, es sei ein sehr armes, aber ein sehr schönes Fräulein, mit dem er sich verlobt habe. Vor wenigen Tagen hatte er den Tag seiner Ankunft angezeigt und gestern war er mit seiner jungen Gemahlin eingetroffen. Der Freiherr hatte sich sehr zu seinem Vortheil verändert; er war ruhiger und freundlicher und schien glücklich zu sein; seiner Gattin begegnete er mit der zärtlichsten Liebe. Die Freifrau war schön wie ein Engel, auch so milde und freundlich, aber einen stillen Gram glaubte man ihr doch zuweilen anzusehen. Das junge Ehepaar hatte bis spät Abends den Festlichkeiten des Schlosses beigewohnt, beide mit einer Unbefangenheit, die auch nicht im Entferntesten auf irgend ein ungewöhnliches Vorhaben oder auf die Ahnung eines ungewöhnlichen Ereignisses hätte schließen lassen. Um Mitternacht hatten sie sich in ihre Gemächer begeben. Kaum zwei Stunden später war der Freiherr eine Leiche, das Opfer eines entsetzlichen Mordes. Kein Geräusch war seit Mitternacht bis zu dem Hülferuf der Freifrau in dem Schlosse gehört worden. Allerdings hatte Niemand von den übrigen Schloßbewohnern in der Nähe jenes Schauplatzes des Mordes

sich aufgehalten. Bewohnt wurde das Schloß nur von der Dienerschaft, und unter dieser befand sich Niemand, dem das Verbrechen zuzutrauen gewesen wäre.

Jene kurzen Umrisse des Lebens des Freiherrn gaben gleichfalls nicht den geringsten Anhalt zu einem Schluß auf den Verbrecher.

Die Freifrau selbst? Sie war ein feines, zartes Wesen; der Schreck, das Entsetzen über das Verbrechen, von dem sie unzweifelhaft Zeugin gewesen war, hatte sie wahnsinnig gemacht. Dem Haushofmeister und der übrigen Dienerschaft war sie wie ein Engel der Milde und Freundlichkeit erschienen. Aber man hatte Spuren der Trauer, des Grams an ihr bemerkt; sie war ein armes schönes Fräulein gewesen, der Freiherr war reich, er hatte ein wildes Leben geführt, er hatte jenen unbändigen Charakter; sie war zur Zeit des Mordes mit dem Ermordeten allein gewesen; keine Spur war zu finden, daß ein Dritter zu ihnen hineingedrungen sei.

„Durchsuchen wir die Papiere des Verstorbenen," sagte der Inquirent.

Er durchsuchte in dem Gemache des Ermordeten dessen Sekretair. In einem geheimen Schubfache desselben fand er einen Haufen sorgfältig zusammengebundener Papiere; es waren wichtige Familiendokumente. Aber nur eins von ihnen hatte für den Inquirenten Bedeutung und schien ihm von hoher Wichtigkeit zu sein. Es war ein in aller Form Rechtens gerichtlich aufgenommener Ehe- und Erbvertrag zwischen dem Freiherrn Eberhard von Sternberg und dem Fräulein Anna von Senden, wodurch die beiden neuen Ehegatten, wenn ihre Ehe mit Kindern gesegnet werde, diese, andernfalls aber Einer den Andern zum alleinigen und ausschließlichen Erben ihres gesammten Nachlasses einsetzten. Der reiche Freiherr das arme Fräulein! Das arme Fräulein den reichen Freiherrn! Und der reiche Freiherr war am zweiten Tage nach der Hochzeit todt! Und das arme Fräulein war damit eine der reichsten Wittwen des Landes! Und wie ihr Gatte

gestorben, wie und von wem er ermordet war, darüber konnte nur sie allein Auskunft geben, und sie war wahnsinnig, und der Wahnsinn kann nichts offenbaren!

Aber war sie wahnsinnig?

Sie war es unzweifelhaft. Der Criminalrichter ließ ihren Gemüthszustand durch die Aerzte untersuchen, die er zur Section der Leiche hergerufen hatte. Sie bestätigten die zwar plötzlich, aber völlig ausgebildete Gemüthskrankheit der Frau.

Die Section der Leiche hatte gleichfalls bestätigt, daß die dem Ermordeten zugefügte Wunde unmittelbar das Herz getroffen habe, daß sie mit einem Dolche oder mit einem zweischneidigen Messer zugefügt sei, daß sie den Tod zur augenblicklichen Folge gehabt, daß der Getödtete wahrscheinlich nicht einmal mehr habe aufschreien können, daß eben so wahrscheinlich kein Kampf des Ermordeten mit dem Mörder stattgefunden habe, der Mörder mithin sein Opfer plötzlich und unversehens, wahrscheinlich im tiefen Schlafe, überfallen habe. Weiter wurde auch durch den Befund der Aerzte nichts ermittelt.

Ueber den Thäter blieb Alles im Dunkel.

Der Inquirent war mit seinen Nachforschungen fertig. Er hatte seine Protokolle geschlossen und war im Begriff abzureisen, als er aufgehalten wurde.

Der Haushofmeister kam zu ihm mit einem eigenthümlich geheimnißvollen, ängstlichen und verlegenen Gesichte.

„Hätten Sie die Güte, noch einige Zeit zu verziehen?"

„Haben Sie etwas Neues entdeckt?"

„Ja! Ob es aber erheblich ist, können nur Sie beurtheilen."

„Theilen Sie es mir mit."

„Auf dem Gute lebt ein Oheim des Ermordeten, der blödsinnige Bruder seines verstorbenen Vaters. Er wohnt in einem der Nebengebäude des Schlosses und ist dort ohne Aufsicht, weil er in seinem Irrsinn gutmüthig und unschädlich ist; Niemand bekümmert sich eigentlich um ihn. Gestern Abend bei den Festlichkeiten war er noch zugegen

und hat mit fast kindlicher Freude Theil daran genommen. Seit Mitternacht hatte ihn Niemand mehr gesehen. Erst vor wenigen Minuten ließ er sich plötzlich wieder blicken, und als man ihn fragte, wo er die ganze Zeit gewesen sei, zeigte er sich zuerst ängstlich und lachte dann geheimnißvoll. Man fragte ihn, warum er lache, und er erwiderte:

„He, der Eberhard ist ja todt. Nun ist es mit aller seiner Herrlichkeit vorbei. Bei der schönen Frau im Bette ist er todtgeschlagen."

„Woher er das wisse?"

„Er habe es ja mit angesehen."

„Und nun hat er weitere sonderbare Redensarten geführt."

„Welche?" fragte der Inquirent.

„Sie glauben Gewicht auf die Aussagen des Irren legen zu müssen?"

„Er muß jedenfalls gehört werden."

„Wollen Sie ihn sofort vernehmen?"

„Führen Sie ihn zu mir."

Der Criminalrichter begann sein Geschäft des Inquirirens von Neuem, sobald der Oheim des Ermordeten zu ihm geführt worden war. Er war ein Mann von einigen funfzig Jahren, hager, blaß, sonst wohlgewachsen und kräftig, aber mit dem vollen Ausdruck des Blödsinns in seinem ganzen Wesen. Der Inquirent verhörte ihn, und man gewann die Ueberzeugung, daß der Irre nicht ganz ohne die Gabe der Auffassung und des Urtheils sei; er stand ungefähr auf der Stufe eines Kindes von sechs bis sieben Jahren, allerdings mit den Modifikationen einerseits des Blödsinns und andererseits des vorgeschrittenen Lebensalters.

„Sie heißen?" fragte ihn der Inquirent.

„Ich bin der Baron Ludwig von Sternberg."

„Der Freiherr Eberhard von Sternberg ist Ihr Neffe?"

„Ja, ja, und nun er todt ist, bin ich der Herr hier und das Schloß und alle Güter gehören mir." te

„Woher wissen Sie, daß er todt ist?"

„Ich habe ja die Leute gesehen, die ihn todt gemacht haben."

„Die Leute? Waren ihrer mehrere?"

„Es waren ihrer zwei oder wohl gar drei."

„Erzählen Sie mir."

„Nun, es war heute Nacht, da kamen sie im Wagen an. Es war eine hübsche leichte Karosse, zwei Pferde davor; sie flogen fast, und den Wagen hörte man nicht. Es war so sonderbar, und als ich genau hinsah —"

Der Irre stockte, er lachte still in sich hinein.

„Nun?" fragte der Inquirent.

Der Irre lachte weiter, ohne zu antworten.

„Als Sie genau hinsahen, was gewahrten Sie da?"

„Ah, das waren durchtriebene Spitzbuben, Herr —. Aber, mein Herr, wer sind Sie denn eigentlich, daß Sie mich hier so fragen?"

„Ich bin der Criminalrichter, der festzustellen sucht, auf welche Weise Ihr Neffe um das Leben gekommen ist."

Der Inquirent hatte einen Fehler gemacht; das Gesicht des Irren wurde ängstlich.

„Ah, gehorsamer Diener! Criminalrichter sind Menschen, die die Leute an Galgen und Rad bringen. Damit habe ich nichts zu thun."

Er wollte gehen.

Der Inquirent sah den Fehler, den er gemacht hatte; aber er war gewandt, ihn sofort zu verbessern, womöglich sogar Vortheil daraus zu ziehen. Er hielt den Irren zurück.

„Herr Baron, Sie meinen jetzt der Herr hier zu sein? Die Güter und Schlösser des Verstorbenen seien jetzt Ihr Eigenthum?"

„Ja, mein Herr, so ist es," warf sich der Blödsinnige in die Brust.

„Nein, mein Herr Baron, so ist es nicht."

„Ha ha ha! Sie wollen es besser wissen als ich? Das ist lächerlich."

„Die Gerichte haben sich auch mit den Erbschaftsverhältnissen der Verstorbenen zu befassen.“

„So? Und was hätten Sie hier zu thun?“

„Sie sind nicht der Erbe des Verstorbenen, Herr Baron.“

„Ich bin sein Oheim, sein nächster Verwandter.“

„Aber er hat einen letzten Willen hinterlassen und danach ist seine Wittwe seine einzige Erbin, und Sie bekommen nichts.“

„Die schöne, junge Frau?“ rief der Irre.

„Ist jetzt Herrin hier,“ sagte der Inquirent.

Der Blödsinnige stutzte, dann lachte er wieder.

„Spaß, Spaß! Wie kann die Herrin hier sein? Da bin ich dabei.“

„Und was könnten Sie vorbringen für Ihre Rechte?“

Der Irre lachte wieder still und geheimnißvoll in sich hinein, und der Inquirent konnte ohne Mühe in sein Verhör wieder einlenken.

„Sie haben vielleicht heute Nacht etwas Besonderes erlebt?“

„Gewiß, gewiß. Ich sah ja die drei Menschen im Wagen. Der Wagen kam aus dem Walde, so geschwind, so leise. Aber ich glaube, ich erzählte Ihnen das schon.“

„Nicht ganz.“

„Doch, doch.“

„Sie haben mir noch nicht gesagt, wo Sie waren?“

„Ich? Ich stand draußen im Bosket.“

„Und was machten Sie da?“

„Nun, ich sah mich um, ich war neugierig.“

„Worauf waren Sie neugierig?“

„Ich wollte doch wissen, was nun weiter im Schlosse geschehen werde. Die Musik hatte aufgehört, die Gäste waren fort. Die Bauern waren schon zum Dorfe zurückgegangen. Das junge Ehepaar wollte zu Bette gehen. Die Thüren des Schlosses sollten zugemacht werden. Ich mußte es verlassen, wie die Andern. Aber wie ich draußen war, hatte ich noch keinen Schlaf und ging nicht in meine Wohnung, sondern auf den Hof. Und da war

es so spaßig, wie im Schlosse und in den Gebäuden umher immer ein Fenster nach dem andern dunkel wurde. Und nun wollte ich sehen, ob es auch in dem Schlafzimmer meines Neffen schon dunkel sei. Ich verließ den Schloßhof und ging in das Bosket, das unter dem Schlafzimmer Eberhards liegt. Ich ging leise, daß mich kein Mensch hören sollte. Es brannten noch einige Lichter im Schlosse. Auf einmal war es mir, als wenn ich in dem Wege, auf der andern Seite des Boskets, einen Menschen gehen hörte. Er schlich ebenso leise wie ich. Oho, dachte ich, bin ich denn doppelt da? Aber der Mensch ging weiter und ich hörte nichts mehr von ihm. Nun schlich ich mich noch leiser unter das Schlafzimmer. Die Fenster waren schon dunkel, aber ich meinte, sie müßten wieder hell werden. Ich setzte mich auf eine Bank, die in dem Bosket stand, um es abzuwarten, und ich saß da eine ganze Weile. Die Fenster wurden nicht wieder hell, aber die andern Lichter, die noch gebrannt hatten, waren unterdeß alle ausgelöscht und das ganze Schloß war dunkel. Und man hörte keinen Schritt und keinen Tritt und keinen Menschen darin. Aber auf einmal hörte ich an der anderen Seite des Boskets wieder Jemanden gehen. Der Mensch ging wieder leise wie vorher, aber er kam jetzt vom Schlosse zurück. Oho, dachte ich jetzt, was mag der Bursch da gemacht haben? Ich ließ ihn aber laufen, und er lief, was er laufen konnte, an dem Bosket entlang, nach dem Walde zu. Und nun dauerte es nicht lange, da kam aus dem Walde der Wagen heraus, eilig, als wenn der Wind hinter ihm her wäre. Und er war da, wie ich ihn kaum gehört hatte. Die Spitzbuben hatten das klug genug angefangen."

Der Irre lachte laut auf.

„Und wie hatten sie es angefangen?" fragte der Inquirent.

„Ich konnte es nicht begreifen. Nachher erfuhr ich es."

„Und wie erfuhren Sie es? Was war es?"

„Als sie nachher alle Drei fort waren, kam ich aus

meinem Versteck heraus und ging an den Wagen. Und da sah ich, daß sie alle vier Räder mit Stroh umwickelt hatten."

„Drei Menschen waren bei dem Wagen?"

„Ja, ja, drei."

„Und alle drei hatten den Wagen verlassen?"

„Alle drei. Der Wagen stand mit den beiden Pferden allein, mitten im Wege."

„Und wohin waren die Drei gegangen?"

„Das war es eben. In's Schloß waren sie gegangen."

„Sogleich als sie angekommen waren?"

„Gott bewahre. Erst lange nachher. Bis dahin war noch allerlei passirt."

„Erzählen Sie es mir. Was thaten die Drei, als sie ankamen?"

„Sie hielten den Wagen an, der Kutscher stieg vom Bock und der Herr und die Dame stiegen aus dem Wagen."

„Ein Herr und eine Dame?"

„Ja, ja. Die Dame war eine große Figur, beinahe größer als der Herr. Ich war von meiner Bank aufgestanden und hatte mich in die Höhe gereckt, um sie besser sehen zu können. Sie standen beide nebeneinander ganz dicht vor mir. Aber mich konnten sie nicht sehen; ich stand hinter den Blättern versteckt."

„Konnten Sie die Gesichtszüge des Herrn und der Dame unterscheiden?" fragte der Inquirent.

„Gott bewahre, es war zu dunkel. Aber ich meinte, die Frau müsse ein paar große Augen haben. Sie schienen Beide dunkle Mäntel zu tragen."

„Und der Kutscher?"

„Er hatte auch einen dunkeln Mantel an."

„Erzählen Sie weiter. Was geschah, als die Beiden den Wagen verlassen hatten?"

„Der Kutscher sprach leise mit ihnen; ich konnte aber jedes Wort hören. Das Bosket ist offen, sagte er. Sie können hineingehen, das vierte Fenster ist es."

„Ich sah mich nach dem Schlosse um. Das vierte

Fenster war in allen Etagen dunkel, wie die andern. In der Beletage war es das zweite, neben dem Schlafgemache Eberhards."

„Was ereignete sich weiter?" fragte der Inquirent.

„Alle Drei blieben stehen. Dann hörte ich zuerst die Dame sprechen. Du zögerst? fragte sie."

„Emilie!" antwortete der Herr ihr leise.

„Ah, Du hast keinen Muth?"

„Doch." Und damit stürzte er in das Bosket, keine drei Schritte an mir vorüber, nach dem Schlosse hin, zu dem vierten Fenster. Oho, dachte ich, sind das Diebe, Räuber? Und nun wurde ich erst recht neugierig. Der Mensch blieb an dem vierten Fenster des Souterrains stehen, bückte sich nieder bis fast an die Erde, handthierte etwas und auf einmal war das Fenster offen. Und im Augenblicke nachher war er verschwunden. Er mußte durch das Fenster in den Gang hinunter gesprungen sein. Die Dame und der Kutscher waren am Wagen stehen geblieben und sprachen leise miteinander, ich konnte nichts verstehen. Dann ging die Dame um den Wagen herum, blieb wieder bei dem Kutscher stehen, sah nach dem Schlosse hinauf — die Zeit wurde ihr wohl lang, bis der Herr wiederkam.

„Endlich kam er wieder. Ich hörte ein leichtes Geräusch an der Mauer hinter mir. Wie ich mich danach umdrehte, stieg er gerade aus dem Fenster heraus, durch das er in den Gang gesprungen war. Die Dame ging ihm hastig entgegen.

„Ist es vorbei?" fragte sie.

„Ich kann nicht!" antwortete er.

„Feiger!"

„Emilie!" rief der Herr. Er hielt ihr seine Hand hin. Sie stieß ihn von sich und ging zu dem Wagen zurück. Er stürzte ihr nach.

„Fort!" rief sie dem Kutscher zu, während sie in den Wagen steigen wollte; der Herr hielt sie zurück.

„Emilie, muß es denn sein?"

„Wenn ich Dein sein soll."

„Gut, ich will."

„Wohlan, so geh'! sei endlich ein Mann!"

„Der Herr ging noch einmal zum Schlosse zurück, sprang wieder durch das Fenster des Souterrains und war wieder verschwunden. Die Dame ging wieder unruhig um den Wagen herum. Das dauerte lange.

„Auf einmal sprach sie mit dem Kutscher, und diesmal konnte ich etwas von dem verstehen, was sie sprach.

„Wird er den Muth haben, Eduard?"

„Er hat sonst wohl gezeigt, daß er nicht feige ist, aber —"

„Aber?" fragte die Dame.

„Manchmal geht auch dem Beherztesten der Muth aus."

„Geh' Du ihm nach, Eduard."

„Ich muß bei den Pferden bleiben."

„Gieb mir die Zügel."

„Nein."

„So gehe ich selbst hin. Es muß zum Ende kommen."

„Sie ging wahrhaftig in das Bosket, ganz nahe an mir vorbei, wie der Herr. Ihr seidenes Kleid rauschte an den Zweigen des Strauches, hinter dem ich stand. Sie ging zu dem Souterrainfenster und war verschwunden, fast flinker als der Herr." —

Der Inquirent unterbrach den Irren, der, in der Lebhaftigkeit seiner Erinnerungen und vielleicht mit unter dem Eindrucke der Thatsachen, die er erzählte, augenblicklich fast keine Spuren des Blödsinns an den Tag legte.

„Sahen Sie das Gesicht der Dame, als sie an Ihnen vorbeiging?"

„Nein; sie ging rasch an mir vorbei. Das war ein stolzer Gang."

„Fahren Sie fort in Ihrer Erzählung."

„Ja, mein Herr, ich bin bald zu Ende. Denn es dauerte nun nicht lange, da wurde es plötzlich laut im Schlosse. Ich hatte eine Weile nichts wieder gehört, als die Dame durch das Fenster gesprungen war, Alles war

stillgeblieben. Der Kutscher stand ruhig bei seinen Pferden. Auf einmal hörte ich ein fürchterliches Schreien im Schlosse. „Hülfe! Mörder!“ schrie eine Frauenstimme. Es ging mir durch Mark und Bein. Es kam aus dem Schlafgemache meines Neffen. Oho, dachte ich, schreit meine neue Nichte so? Was haben sie denn mit Der vor? Gleich darauf lief der Kutscher von dem Wagen weg, ebenfalls nach dem Schlosse hin, nach dem Souterrainfenster. Und nun mußte ich doch wissen, wie der Wagen aussah, und ich schlich mich, so leise ich konnte, zu ihm und besah ihn mir genau. Es war ein schöner Wagen, glänzend lackirt, ich glaube, braun und inwendig mit hellem Tuch ausgeschlagen, sehr bequem, und die Pferde waren ein Paar große braune Mecklenburger, echte Rammsnasen. Ich stand noch dabei und besah mir Alles, da hörte ich wieder Geräusch an dem Souterrainfenster. Ich dachte im ersten Augenblicke: wenn Du jetzt den Pferden einen tüchtigen Schlag gäbst, dann rissen sie aus und die Drei ständen da wie die Narren; das wäre ein Hauptspaß. Aber ich fürchtete mich. Es waren ihrer Drei gegen Einen, der Spaß hätte mir schlecht bekommen können. Ich machte, daß ich in meinen Versteck zurückkam. Die Drei kamen wieder durch das Fenster, zuerst der Kutscher, er half der Dame, zuletzt kam der Herr.

„Fort, fort!“ rief der Kutscher, die Dame mit sich ziehend. Sie liefen alle Drei zum Wagen. Bei diesem wandte sich die Dame um, die Arme ausbreitend, rief sie: Jetzt bin ich Dein auf immer! und umschlang mit ihren Armen den Herrn.

„Aber in des Teufels Namen, fort!“ fluchte der Kutscher.

Sie sprangen in den Wagen; der Kutscher war schon auf dem Bock. Er hieb auf die Pferde ein, und der Wagen flog im Galopp dahin.

Ich dankte Gott, daß sie fort waren. Sie hätten mich entdecken können und es war mir auf einmal so grausig geworden, ich wußte selbst nicht, warum.

Ich wollte nun zu Bette gehen, denn es war doch

spät. Als ich an meine Thür kam, hörte ich schreckliches Lamentiren im Schlosse. Die Leute riefen einander zu, der Herr sei todt; er sei so eben ermordet worden. Da bekam ich es erst recht mit der Angst. Ich verschloß mich in meiner Schlafstube, legte mich ins Bette und wagte mich den ganzen Tag nicht heraus. Gegen Abend aber trieb mich der Hunger unter die Leute, und wie sie mich fragten, wo ich gewesen sei, da mußte ich erzählen, was ich wußte.“ —

Das war die Aussage des Blödsinnigen. Er hatte Nichts mehr hinzuzusetzen. Der Inquirent hatte wohl noch Fragen an ihn, aber er mußte bald darauf verzichten, von dem Armen, dem der Gebrauch der Vernunft fehlte, Antworten zu erhalten. Er konnte nicht einmal von ihm erfahren, nach welcher Seite der Chaussee der Wagen mit den drei Menschen fortgefahren sei. Der Irre besann sich nicht darauf; es hatte ihn nicht interessirt.

An der Wahrheit der Mittheilungen des Irren war nicht zu zweifeln. Auch der Blödsinn kann richtig auffassen und faßt manchmal mit überraschender Wahrheit auf. Er kann andererseits ebenso wahr und richtig das Aufgefaßte wiedergeben, selten aber ist es ihm gegeben, Thatsachen, zumal eine Reihe miteinander in Verbindung stehender Thatsachen, zu erfinden. Gerade so mußte es hier sein. Was der Irre ausgesagt hatte, stimmte in den wesentlichen Theilen so sehr zu den wirklich ermittelten Thatsachen, daß das Uebrige unmöglich als ein Spiel seiner Einbildungskraft angesehen werden konnte.

Der Verdacht der Thäterschaft hatte jetzt eine andere Richtung erhalten. An die Wittwe des Ermordeten konnte der Inquirent nicht mehr denken. Oder hätte sie mit jenen Mördern in Verbindung gestanden? Es war kaum anzunehmen, es lag Nichts für eine solche Vermuthung vor. Aber wenn man auch einem solchen Gedanken Raum geben konnte, jedenfalls mußten die eigentlichen Mörder nach außen hin verfolgt werden. Wohin? das blieb auch jetzt im vollen Dunkel.

Der Inquirent ließ es indeß an keiner Mühe, an keiner Umsicht fehlen. Er setzte sich sofort mit allen Polizeibehörden der Umgegend in Verbindung. Er ließ auf allen Chausseen und Wegen eine Dame von hoher, stattlicher und stolzer Figur, einen Herrn, der nicht größer war als sie, einen Kutscher, alle drei in Mänteln, und einen Wagen, glänzend, wahrscheinlich braun lackirt, und mit zwei braunen Mecklenburgern bespannt, verfolgen. Er setzte sich mit sämmtlichen Polizeibehörden Deutschlands über die Verfolgten in Correspondenz. Er ließ zugleich in allen größeren deutschen Städten Ermittelungen darüber anstellen, ob nicht ein Freiherr Eberhard von Sternberg sich dort aufgehalten und mit welchen Personen er dort in Verbindung gestanden habe. Alle seine Bemühungen blieben fruchtlos.

Der Wahnsinn der verwittweten Freifrau von Sternberg brach sich nicht, sie mußte ihren Angehörigen zurückgegeben werden, die sie in eine Irrenheilanstalt brachten. Die Aerzte erklärten, daß ihre Krankheit heilbar sei, aber die Heilung erscheine schwierig und werde voraussichtlich eine lange Zeit erfordern.

Das Criminalgericht reponirte die Akten über die Untersuchung der Todesart des Freiherrn Eberhard von Sternberg auf Weinfelden, das heißt, es legte sie zu andern Akten, die der Vergessenheit übergeben bleiben, bis vielleicht irgend ein Zufall das Andenken an sie wieder aufweckt.

Es kommt auch wohl einmal anders; und wenn dann freilich nicht der Zufall geherrscht hat, so war doch ein Ausnahmefall gewiß da.

Abenteuer im Bade.

Durch die große Brunnenallee schritt ein einzelner Spaziergänger. Es war ein junger Herr von vornehmem, elegantem Aeußern.

Es war noch früh am Morgen. In der Allee befanden sich erst wenige Badegäste. Der junge Mann kannte mehrere von ihnen, er grüßte sie freundlich, einzelne herablassend, er mischte sich aber nicht unter sie, sondern lenkte seine Schritte zu dem Ende der Allee hin.

„Sie wollen weiter, Herr Graf?"

„Der Morgen ist so wunderschön. Da zieht es mich ganz in die freie Natur."

„Ja, eine echt poetische Natur wird voll in die freie Natur gezogen!"

Die letzten Worte sprach eine Dame, die, unbemerkt von dem jungen Manne, herbeigekommen war. Sie war nicht mehr ganz jung und besonders schön war sie wohl nie gewesen. Dennoch fiel sie auf, namentlich durch außerordentlich lange, hellblonde Locken, einen schwärmerischen Blick und eine Toilette, die zwar wohl nicht nach der neuesten Mode, aber auch nicht ganz geschmacklos war.

Den jungen Mann durchzuckte es etwas ärgerlich, als er ihre Stimme hörte, aber er wandte sich mit freudig überraschtem Gesichte nach ihr um.

„Schon so früh hier, gnädige Frau?"

„Konnte ich mich länger den Armen des Schlafgottes überlassen, da der Sonnengott mit seinem rosigsten Kusse mich weckte? Hatten Sie es gekonnt, Herr Graf?"

„Ihr feiner Teint, Ihre zarte Constitution, gnädige Frau —!"

„Beleben sich in den goldenen Strahlen der Morgensonne."

„Hole sie der Teufel!" fluchte der Graf zwischen den Zähnen.

„Aber wohin wollen Sie Ihre Promenade richten?“ fragte die Dame.

„Ich habe einen sehr weiten Spaziergang vor.“

„Ich begleite Sie.“

„Ich schweife durch Berg und Thal.“

„Ich schweife mit Ihnen.“

„Ich hatte vor, zwei Stunden auszubleiben.“

„Sie werden uns wie Augenblicke dahin schwinden.“

„Zum Teufel!“ fluchte es wieder zwischen den Zähnen des Grafen. „Wie werde ich die Person los?“

Er sah sich nach Rettung um und sie kam ihm.

Auch die Dame hatte sich mit ihren lebhaften Augen umgeblickt.

„Ah, meine theure Anna!“ rief sie.

Die Allee herauf schritt eine Dame an dem Arme eines Herrn. Sie hatte eine feine Gestalt und ein sehr blasses, aber bildschönes Gesicht; in ihren Augen lag ein tiefer Gram; ihre Kleidung war die der tiefsten Trauer. Sie ging an dem Arme eines Greises oder vielmehr hing der alte, gebrechliche Mann an ihrem Arme; sie stützte ihn, wie eine Tochter ihren Vater.

„Sie kennen die Dame?“ fragte der Graf die Langgelockte, die er gnädige Frau genannt hatte.

„O gewiß kenne ich sie und ich hoffe, eine Freundin an ihr zu erwerben. Es lebt ein so unendlich tiefes, inniges und poetisches Gemüth in ihr, und in diesem Gemüth ein so tiefes, großes und schweres Geheimniß. O, ich werde es noch ergründen. Welch ein Vorwurf für eine neue Novelle wird mir da erblühen! Denn, Herr Graf, dieses arme Geschöpf mit seinem tiefen, poetischen Wesen und großen Geheimniß ist innerlich geknickt, wie jedes wahrhaft poetische Gemüth von Sappho an bis auf Torquato Tasso und — aber davon jetzt nicht — nur Göthe selbst machte eine Ausnahme. Und welcher schmerzliche Genuß muß es nun sein, dieses geknickte reiche Gemüth immer mehr dahinwelken und endlich ganz absterben zu sehen! Ich zittere bei dem Gedanken an einen so wun-

derbar poetischen Novellenstoff! — Ah, da ist sie! Sie entschuldigen, lieber Graf. — Ah, da sind Sie, meine vortreffliche, meine reizende Freundin! Wie geht es Ihnen denn? Wie haben Sie geschlafen? Und ihr vortrefflicher Herr Vater?"

Der junge Mann, der Graf genannt wurde, hatte sich durch schweigende Abnahme seines Hutes empfohlen und setzte seinen Weg nach dem Ende der Allee fort. Es war ihm leichter geworden, da er sich von der Dichterin befreit sah.

„Die hätte mir bald einen verdammten Streich gemacht! Aber, Teufel! Was fällt mir da ein! Da hätte ich ja auf einmal, was mir noch fehlte. Bei Gott, so muß es kommen, so wird es gehen!"

Er verarbeitete den Gedanken weiter, der ihm plötzlich gekommen war; einen ganzen Plan schien er auszuarbeiten.

Als er das Ende der großen Allee erreicht hatte, ging er hier in eine Querallee, die in ein Gehölz führte. Er sah sich um, ob Jemand in der Nähe sei, aber kein Mensch war da, der ihn bemerkte. Nun schritt er in die Tiefe des Gehölzes und gelangte an eine dichte, mit dunklen Tannen bewachsene Stelle. Dort trat ihm ein junger Mann entgegen, der etwa in gleichem Alter mit ihm sein konnte, aber verlebt und etwas salopp aussah.

„Der Fremde hatte ihn erwartet.

„Endlich kommst Du! Du hast mich lange warten lassen. Du bist ein vornehmer Herr geworden."

„Ich wurde aufgehalten. Wann bist Du gekommen?"

„Gestern Abend."

„Wo hast Du die Nacht zugebracht?"

„Da hinten in einem Dorfe."

„Niemand sah Dich hierhergehen?"

„Kein Mensch. Aber wozu dieses Heimlichthun?"

„Ich denke, mein Brief hat es Dir angedeutet."

„Aber nicht gesagt."

„Es handelt sich um einen Hauptcoup."

„An der Bank? Da ist nichts mehr zu machen. Der

Teufel ist in die Einen, der liebe Gott in die Andern gefahren. Sonst galt noch ein gutes ehrliches Spiel; ein vernünftiges Bad ließ sich ohne eine vernünftige Bank gar nicht denken. Jetzt Verfolgung und Verdammung fast überall. Das fromme Preußen hat den Anfang gemacht; in Homburg war noch etwas zu machen, der liebe Gott mischte sich nicht drein, aber da hat der Teufel jetzt sein Spiel. Die Engländer spielen gar nicht, die Franzosen kommen mit Duellen und jagen Einem die Degenspitze in den Leib, die Russen gewinnen und die Deutschen wissen gar kein Maß und kein Ziel, verlieren Alles und schießen sich dann, mitten im Spielsaal, eine Kugel durch den Kopf, daß Mutter und Schwestern, Tanten und Nichten und alle alten Weiber männlichen und weiblichen Geschlechts Zeter und Mord schreien und die grünen Tische verwaist dastehen. Die Folge davon ist dann, daß Unsereiner, da er keine Gimpel mehr heranziehen kann, auch kein Geld mehr verdient."

„Ei," erwiderte der Graf auf diese Tiraden, „ich finde Dich ja in einer Stimmung, wie ich sie wünschte. Meine Lage ist etwa wie die Deinige. Wie Dir in Homburg, so erging es mir in Wiesbaden. Ich wollte darauf mein Glück hier versuchen. Es war hier an der Bank schlimmer als dort und, da uns der Dienst für diese Schufte von Bankiers nichts mehr einbringt, so versuchen wir es gegen sie."

„Und wie das?" fragte der Andere.

„Du hast doch Muth, Brand?"

„Ich denke, Du kennst ihn."

„Kannst Du auch Jemandem eine Kugel durch den Kopf jagen, wenn es sein muß?"

„Wenn es sein muß, ja. Ich glaube, Du weißt auch das."

„Ist Dir in der Spielerwelt der Name Götze oder Lamblet bekannt?"

„Der alte Spitzbube gehört zur hiesigen Bank."

„So ist es. Er ist Theilhaber der Bank, obwohl er öffentlich nicht mitspielt. Gegen ihn gilt es.“

„Ah, und was?“

„Höre mir zu. Jede Woche wird der Gewinn der Bank getheilt. Für die letzte Woche geschieht es heute Abend nach Beendigung des letzten Spiels. Der alte Geizhals trägt seinen Antheil sofort nach Hause, um ihn zu seinem übrigen Mammon zu legen. Er verwahrt sein Geld in einem Diebes- und Feuerfesten Spinde. Dasselbe ist nur vermittelst eines Geheimnisses zu öffnen, mit Gewalt gar nicht. Das Geheimniß kennt nur der Alte selbst. Wir müssen dennoch sein Geld haben, wir müssen es heute haben, und dazu ließ ich Dich kommen. Allein konnte ich den Coup nicht ausführen, wir werden ehrlich theilen. Das Geschäft erleichtert uns der Alte. Wenn er den Wochengewinn in das Spinde legt, so zählt er jedesmal seinen ganzen Reichthum; er muß wissen, ob noch Alles da ist; er traut seinem festen Spinde, er traut sich selbst nicht. Er muß seine Augen und sein Herz laben an den langen Goldrollen, den blanken Goldstücken, den grauen Banknoten. Dabei müssen wir ihn überraschen; es bringt uns funfzigtausend Thaler ein, vielleicht hunderttausend. Bist Du dabei?“

„Frage nicht; fahre fort.“

„Der Alte wohnt in einem reizenden Hause am Ende des Städtchens in einem kleinen Garten. Er bewohnt zwei Zimmer des ersten Stocks. Sämmtliche Fenster des Hauses sind mit festen Traillen versehen, die Thür des Hauses ist stets verschlossen. Darum wohnt wohl der Alte schon seit vielen Jahren darin, und er ist allein, denn der Geiz erlaubt ihm nicht, einen Diener zu halten. Der Eigenthümer des Hauses, ein alter, pensionirter Offizier, giebt ihm zu dem Logis die Kost und die Bedienung und hütet ihm seine Schätze, wenn er fort ist. Fort geht er aber nur zum Spielsaal. Du wirst denken, Freund Brand, unter diesen Umständen sei es schwer, dem Alten und seinem Gelde beizukommen.“

„Ich denke, Du weißt dennoch ein Mittel.“

„So ist's. In dem Hause, und zwar ebenfalls im ersten Stock, wohnt eine Dame, die ich kenne, der ich, pah — die Cour mache. Ihr Zimmer stößt an das des Alten; beide Zimmer sind durch eine Thür verbunden. Jeder Theil hat zwar die Thür von seiner Seite verrammelt und verriegelt; der Alte ist der Geizhals und die Dame ist eine häßliche, schmachtende Blondine von vierzig Jahren und eine sentimentale Dichterin dazu, die den Geiz auf den Tod haßt. Gerade dies wird uns aber die Thür öffnen. Bis vor einer Stunde war ich freilich noch nicht ganz im Klaren über das Wie; auf dem Wege zu Dir ging mir indeß auch darüber das Licht auf. Ich entführe heute Abend das Dämchen. Das geschieht mit einigem Eclat, der Lärm führt den Alten aus seiner Stube, mitten aus seinem Geldzählen heraus, Du dringst hinein, und überhebst ihn der Mühe des weiteren Zählens. Das ist mein Plan. Ich kann ihn Dir jetzt nur in seinen rohesten Zügen angeben, in Beziehung auf das Detail muß ich noch Manches vorher überlegen und vorbereiten; das Nähere theile ich Dir heute Mittag um drei Uhr mit. Alle Welt hält alsdann die Siesta, und wir können uns ungestört wieder sprechen. Du bist hier bekannt?“

„Ich war vor fünf Jahren einmal hier, kenne aber noch Stadt, Bad und Umgegend.“

„Wohlan, so besieh Dir zuerst das kleine Landhaus, es liegt vor dem Ostenthore. Es ist das zweite Haus links an der Chaussee, Du wirst es an den schweren eisernen Stäben vor den Fenstern und an den grünen Jalousien oben an den Mansarden erkennen. Um drei Uhr treffen wir uns dann wieder hier. Bist Du einverstanden?“

„Ich werde um drei hier sein.“

„Wünschest Du noch sonst eine Auskunft?“

„Ich wüßte nicht.“

„Du siehst heruntergekommen aus. Willst Du Geld?“

„Nein. Je lumpiger die Kleidung, desto weniger wird man beachtet.“

„Du bist ein vorsichtiger Spitzbube. Ich habe Dir deshalb weitere Vorsicht nicht zu empfehlen. Also bis um drei. Adieu.“

Die beiden Spitzbuben, von denen der eine für einen Lumpen und der andere für einen Grafen gelten wollte, trennten sich nach verschiedenen Seiten.

Der Graf kehrte zu der Stadt, zu der großen Allee zurück.

Die letztere wimmelte von Badegästen. Die ganze elegante Welt des Landes war da. Es war die Zeit, da man den Brunnen getrunken, die Bäder genommen, von beiden ausgeruht, nach der Ruhe Toilette gemacht hatte und nun die Toilette zeigen und bewundern, oder verspotten oder beneiden, oder sich sonst unterhalten oder die Zeit vertreiben mußte, mit oder ohne Rendezvous, in oder außer dem Spielsaale, bis die Stunde des Mittagessens schlug.

An der Allee lag das große Kurhaus, und in diesem war der große Spielsaal.

Der Graf bewegte sich nach dem Kurhause und dem Spielsaale hin. Er hatte überall auf seinem Wege Bekannte getroffen; er fand sie auch vor dem Spielsaale.

„Ah, endlich zurück von Ihrer Promenade, Herr Graf? Sie waren lange fort.“

„Der Morgen war gar zu schön.“

„Sie trinken keinen Brunnen?“

„Sie sehen, ich bedarf dessen nicht. Ich nehme nur zuweilen ein Bad.“

„Zu Ihrer Gesundheit bedürfen Sie auch dessen nicht.“

„Gottlob nicht. Zu meiner Gesundheit muß ich nur täglich meinen Spazierritt machen.“

„Und auch das ist wohl nur mehr Gewohnheit?“

„Eine Gewohnheit kann freilich zum Bedürfniß werden. So muß ich auch hier täglich mein bescheidenes kleines Spiel machen. Gehen Sie mit in den Spielsaal, meine Herren?“

„Wir begleiten Sie.“

Der Graf hatte sich so mit einer Gruppe junger Herren unterhalten, die in der Allee vor dem Kursaale standen. Sie gehörten zu den Löwen der Badewelt.

Nur Einer von ihnen kannte den Grafen nicht. Er hatte ihn mit Interesse betrachtet, dann seinen Nachbar auf die Seite genommen.

„Wer ist der Herr?"

„Der Graf Freiberg. Sie kennen ihn nicht?"

„Ich bin erst seit vorgestern hier."

„Nun, er ist hier sehr bekannt und beliebt."

„Sie kennen ihn näher?"

„Näher? Allerdings schon seit mehreren Jahren."

„Und wo lernten Sie ihn kennen?"

„Hier im Bade. Es war vor drei Jahren, als ich zum ersten Male hier war, so auch er. Ich machte seine Bekanntschaft, wo und wie man im Bade Bekanntschaften macht, am grünen Tisch, beim Spiele. Er gefiel mir; er war angenehm in seinem Umgange, munter, entgegenkommend, bescheiden. Er spielte damals, wie heute, ein kleines, bescheidenes Spiel, wie er selbst so eben sagte."

„Und sein übriges Leben?"

„War ein durchaus anständiges und mäßiges. Er treibt noch heute keinen Luxus, obwohl er reich zu sein scheint. Nur einen Aufwand macht er, er hält sich zwei der schönsten Reitpferde, die man sehen kann."

„Lebt er hier mit Jemandem auf vertrautem Fuße?"

„Ich wüßte nicht."

„Auch mit keiner Dame?"

„Ah! — Aber Sie scheinen ja ganz besondern Antheil an ihm zu nehmen! —"

Der junge Herr, bei dem der Andere sich erkundigte, lachte.

„Warum lachen Sie?" fragte der Andere.

„Warum interessiren Sie sich so sehr für ihn?"

„Nachher. Nun?"

„Alle Wetter, ist Ihnen, trotzdem daß Sie noch keine zweimal vierundzwanzig Stunden hier sind, unsere Dich-

terin mit den poetischen blonden Locken noch nicht aufgefallen?"

„Sie meinen die Frau von Dürrfeld?"

„Angelika von Dürrfeld, geborne von —, ich weiß es nicht mehr. Ihr macht der Graf Freiberg die Cour, vorausgesetzt, daß sie nicht ihm den Hof macht."

Der fragende Herr schien etwas enttäuscht zu sein, und Der, den er beinahe inquirirt hatte, vergaß die Frage, die er seiner Seits an ihn richten wollte. Hatten doch auch die anderen Herren vergessen, sich in den Spielsaal zu begeben.

Die Aufmerksamkeit Aller war auf einmal auf etwas Anderes gerichtet. In der Allee nahete sich ein Paar, das die Meisten schon wohl kannten. Es waren eine bildschöne blasse junge Dame, mit tiefem Grame in dem schönen Gesichte, in tiefer Trauerkleidung, und ein alter, gebrechlicher Greis, der nicht sie, den sie führte. Sie kamen auf das Kurhaus zu, vor dem die jungen Herren standen und über ihren Anblick in Verwunderung geriethen.

„Alle Wetter, ist das nicht der alte Senden?"

„Bei Gott! Und mit seiner Tochter!"

„Wo kommt denn die alte Spielruine wieder her? Er war doch im vorigen Jahre ganz ruinirt, den letzten Ziegel auf dem Dache seines überverschuldeten Hauses hatte er verspielt."

„Aber auch noch etwas Anderes, und Das muß ihm wieder aufgeholfen haben."

„Und was wäre das gewesen?"

„Seine schöne Tochter, die er da bei sich führt."

„Teufel, an den wilden Sternberg! Ich erinnere mich; es war eine eigenthümliche Geschichte. Das Mädchen wollte ihn nicht."

„Ja, ja, sie liebte einen Andern, einen jungen Offizier, glaube ich. Aber der Vater hatte sie einmal an den Sternberg verspielt und verkauft, und sie mußte den rohen Menschen nehmen."

„Und der Herr von Sternberg wußte, daß sie den Andern liebte?"

„Warum wäre er sonst der wilde Sternberg gewesen?"

„Er soll sie übrigens mit großer Achtung behandelt haben. Sie ist das sanfte, stille Wesen; selbst jener rohe Mensch hat ihrem besseren und bessernden Einflusse nicht widerstehen können."

„Sie selbst scheint nur darüber zu Grunde gegangen zu sein. Sie sieht ja aus, wie eine halbe Leiche."

„Teufel, was fällt mir da ein? Sie trägt Wittwenkleidung."

„Wenigstens Trauerkleidung."

„Nein, nein, sie ist in der That Wittwe, und ihr Mann ist ermordet. Es war eine mysteriöse Geschichte; es muß beinahe ein Jahr sein, da sie passirte. Man las damals allerlei Andeutungen darüber in den Zeitungen."

„Und was wurde gesagt?"

„Es waren eben nur Andeutungen. Die Thatsachen standen nur dahin fest, daß der Herr von Sternberg mit seiner jungen Frau unmittelbar nach der Hochzeit zu seinem Gute verreist war und gleich in der ersten Nacht ermordet in seinem Bette gefunden wurde. Er hatte einen Dolchstich in der Brust."

„Wetter! Sofort in der Hochzeitsnacht?"

„Wenn Sie so wollen."

„Und weiter weiß man nichts Gewisses? Und man hat auch keinen Verdacht?"

„O ja! Kennen Sie das Königsberger Studentenlied über die Ermordung des Bischofs von Frauenburg?"

„Nein, das ist mir nicht bekannt."

„Allgemein war der Verdacht,
Einer hätt' ihn umgebracht!"

Der Herr, der vorhin mit einem der Andern eine Art von Verhör über den Grafen Freiberg abgehalten hatte, mischte sich in das Gespräch. Er schien noch etwas fremd in der Gesellschaft zu sein.

„Man weiß noch einen Umstand, meine Herren, der Ihnen entgangen zu sein scheint.“

„Ah, Sie kennen die Geschichte, Herr von Hasselberg?“

„So weit man überhaupt dieses noch vom tiefsten Geheimnisse umhüllte Verbrechen kennt.“

„Und welchen Umstand meinen Sie?“

„Die junge Gattin des Ermordeten war allein bei ihm, als er ermordet wurde. Sie mußte also Zeugin des Mordes sein, und sie war, als man sie unmittelbar nach dem Morde sah, in Wahnsinn verfallen und konnte nicht die geringste Auskunft über die That geben. Sie ist wieder hergestellt, nachdem sie in eine Irrenheilanstalt gebracht worden war. Ein halbes Jahr zweifelte man, daß sie je genesen werde, dann zeigten sich einzelne Lichtblicke, später immer mehrere und seit beinahe einem Vierteljahre ist sie völlig wieder hergestellt. Doch völlig wohl nicht, denn sonderbarer Weise hat ihr gerade über die Mordnacht das Gedächtniß nicht zurückkehren wollen.“

„Das ist auffallend,“ meinten die anderen Herren. „Sie erinnert sich keines einzigen Umstandes jener Nacht?“

„Mit Klarheit keines einzigen. Sie will nur dunkle Gestalten, entsetzliche Gesichter, und dann in seinem Blute ihren todten Mann gesehen haben.“

„Es ist sonderbar. Aber was mag sie wieder hierhergeführt haben? Gerade hier im Bade verspielte ihr Vater sie an den Sternberg!

„Nun, wohl das Spiel ihres Vaters,“ meinte der Herr von Hasselberg.

„Wie? Der Alte könnte noch spielen?“

„Er ist ein unverbesserlicher Spieler. Und er hat jetzt Geld in Fülle; denn, bemerken Sie, meine Herren, seine Tochter, die junge Wittwe, war die einzige Erbin des bei ihr Ermordeten.“

„Und — sehen Sie, die Tochter hat ihn gerade in den Spielsaal hineinführen müssen.“

„Bei Gott!“

„Vorgestern Abend kommt der alte Sünder hier an.

Die Reise hatte den morschen Körper so angegriffen, daß er sich gestern kaum rühren konnte. Heute ist sein erster Gang zu dem grünen Tische!"

„Und die eigene Tochter muß ihn hinführen. Pfui! Aber gehen wir ihnen nach. Das muß man weiter verfolgen." —

Die blasse Frau hatte den alten gebrechlichen Mann an den jungen Herren vorüber in das Kurhaus und dort in den Spielsaal führen müssen. Sie war bleicher geworden, als sie dieser Hölle sich nahte, sie konnte wohl nur mit bebenden Knieen voranschreiten. Durch das Gesicht des Greises an ihrer Seite, ihres Vaters, sah man, als er dem Saale näher kam, fliegende Röthe ziehen, sein Schritt wurde rascher. Konnte er es nicht erwarten, jene Hölle zu betreten, an welche die bloße Erinnerung die Tochter mit Entsetzen erfüllte?

Die jungen Herren, an denen die Beiden vorübergeschritten waren, gingen ihnen nach.

Es war die Zeit des Spieles vor Tisch, das zwei Stunden dauerte. Die zweite Stunde hatte begonnen, das Spiel stand in seiner vollen Blüthe. Es wurde Trente et Quarante gespielt; der große grüne Tisch war voll mit Spielenden besetzt, Andere umlagerten ihn, um sofort, wenn einer der Spieler austrete, dessen Platz einzunehmen. Zuschauer standen und saßen überall umher. In dem ganzen Saale herrschte die tiefste Stille. Es war die Stille der Andacht, aber nicht der Andacht der Kirche, sondern der Hölle, und die wenigen einförmigen Töne, die diese Stille unterbrachen, waren ihr entsprechend.

„Faites votre jeu, Messieurs! Trente et trois. Rouge gagne, Noir perd!"

Gold- und Silberstücke rollten leise, wie geheimnißvoll klingend, über das grüne Tuch.

Die Bankiers saßen mit eisernen, unbeweglichen Gesichtern da, sie sahen dennoch Alles. Die beweglichen Croupiers um sie her übten ihre lautlose Geschäftigkeit.

Die Spieler zu allen Seiten des langen Tisches verfolgten das Spiel mit der athemlosen Stille jener Spannung, die nur dem Spieler eigenthümlich ist.

Zwei Spielende zogen besonders die Aufmerksamkeit auf sich, die der Zuschauer, der Croupiers, einzelner Mitspielender, selbst mitunter der unbeweglichen Bankiers. Sie spielten Beide hoch, nur mit Rollen Goldes. Der Eine war in fortwährendem Glück, der Andere verlor ebenso unausgesetzt.

Der Gewinnende war ein sehr junger Mann; sein Gesicht hatte angenehme, einnehmende Formen und Züge; es war fast mädchenhaft fein, aber es war beinahe zum Entsetzen bleich; die Wangen waren hohl, die Augen matt erloschen. Die Leidenschaft des Spiels hatte ihm das Gesicht blutleer, die Wangen hohl gemacht, drohte ihn völlig zu entnerven, vor der Zeit zum Greise zu machen. Man sah es ihm an, in jedem Blicke der matten Augen, in jeder seiner Bewegungen, die ein fieberhaftes Aufzucken seiner Nerven und Muskeln waren. So hafteten seine Augen auf den Karten, die der Bankier in der Hand hielt und die aus seiner Hand auf den Tisch gezählt wurden. So flogen seine Hände, bebten seine Finger, zuckten seine Lippen, wenn er die Goldrollen einstrich, die der Croupier ihm hinschob, oder wenn er neue Rollen setzte. Er war ein Spieler, der nur die eine Leidenschaft, die des Spiels, zu kennen schien, den aber diese Leidenschaft verzehrte. Und er war noch so jung! Und sie mußte ihn in wenigen Jahren, vielleicht in noch kürzerer Zeit, völlig zu Grunde richten. Wer ihn ansah, sah ihn voll Mitleiden an, trotz aller der gewonnenen Goldrollen, die er vor sich liegen hatte.

Nur mit Entsetzen konnte man den Blick auf den andern, den verlierenden Spieler richten. Auch er war ein junger Mann und auch sein Gesicht hatte angenehme Formen; es mußte früher edle Züge getragen haben; jetzt waren sie verzerrt. Aber ihn verzehrte nicht die Leidenschaft des Spiels; in seinem Innern tobte und kochte etwas Anderes,

wühlte und wüthete wohl mehr als eine wilde Leidenschaft, furchtbare Krallen in seine Brust schlagend; er hatte sich an diesen Tisch flüchten müssen, um das Toben in seinem Innern zum Schweigen zu bringen, den wilden Schmerz in seiner Brust zu betäuben. Man sah es auch ihm an, den verzerrten Zügen, den zusammengekniffenen Lippen, der Verbissenheit, mit der er seinen Goldrollen nachblickte, die die Croupiers einzogen, dem wilden Hohne, mit dem er neue Rollen hervorzog, um sie den anderen nachzusenden.

„Der arme Baron Adlerhorst," flüsterte es in den Reihen der Zuschauer. „Wie er wieder gewinnt. Diese Goldrollen werden noch sein Tod sein."

„Wissen Sie, wie viel er heute schon gewonnen hat?"

„Nun?"

„An zwölftausend Thaler! Ich habe sein Spiel genau verfolgt."

„Und der Herr von Wildenfels verliert an funfzehntausend."

„Warum capricirt er sich auch darauf, gerade das entgegengesetzte Spiel von dem des Herrn von Adlerhorst zu machen? Besetzt dieser Roth, so besetzt er Schwarz. Setzt Adlerhorst wieder auf Schwarz, so setzt er auf Roth."

„Sein Spiel hat überhaupt etwas Beängstigendes. Es ist mir manchmal, als werde er nun auf einmal statt der Goldrollen ein Terzerol aus der Tasche ziehen und vor uns Allen sich eine Kugel durch den Kopf jagen, daß das Gehirn auf dem grünen Tische unter allen den Goldhaufen umherspritze."

„Mein Gott, wie können Sie Einen erschrecken!" sagte eine Dame.

„Und es wäre nicht einmal poetisch," bemerkte eine Andere. Es war die Dichterin mit den langen hellblonden Locken.

Ein anderer Herr nahm das Wort. „Erschrecken Sie nicht, meine Gnädige. Der Herr von Wildenfels wird

sich nicht erschießen. Erstens ist er reich und seine Gemahlin hat ein noch bedeutenderes Vermögen.“

„Aber sehen Sie sein entsetzliches Gesicht. Es liegt eine Wildheit, ich möchte sagen, eine Verzweiflung darin, die den Mann zum Aeußersten treiben kann, treiben muß.“

„Seine Verluste haben nur nichts damit zu schaffen.“

„Ah, Sie deuten auf etwas Anderes hin!“

„Ich habe kein Wort ausgesprochen.“ —

Die Damen flüsterten untereinander: „Die schöne Frau!“

„Und das skandalöse Leben, das sie führt! Es könnte den ruhigsten Menschen zur Verzweiflung bringen.“

„Aber warum läßt er es sich gefallen?“

„Kann er anders? Umfaßt nicht dieses Weib mit einer zauberhaften, mit einer dämonisch zauberhaften Gewalt Jeden, der in ihre Nähe kommt?“

„Sie scheint in der That eine moderne Circe zu sein,“ sagte die Dichterin.

„Aber sehen Sie, meine Liebe, den Baron Adlerhorst!“

„Und auch den Herrn von Wildenfels!“

„Ah, das wird interessant.“ —

Eine neue Taille des Spiels hatte begonnen.

Der bleiche junge Mann, den sie Baron Adlerhorst nannten, hatte während des Mischens der Karten still vor sich hin gesessen, wie träumend, oder auch wie müde und erschöpft. Seine Augen starrten auf die Goldrollen, die vor ihm lagen, die er der Bank abgewonnen hatte und die noch sein Tod sein würden, wie eine der Damen bemerkt hatte. Aber seine Gedanken waren, wenn er an etwas dachte, nicht bei den Goldrollen, und wenn sie doch dabei waren, so dachte er wohl an den Tod, den sie ihm bringen würden. So sah der blasse, müde, vor sich hinstarrende junge Mann aus.

Gerade ihm gegenüber fiel ein Blick des tiefsten, schmerzlichsten Mitleidens auf ihn.

Die blasse junge Frau, die ihren gebrechlichen alten Vater an den Spieltisch hatte führen müssen, stand dort. Ihre gramvollen Blicke waren mit dem innigsten und

schmerzlichsten Gefühle auf den jungen Spieler gerichtet, den die entsetzliche Leidenschaft schon so früh mit ihrer vollen Wuth vernichtend gepackt hatte. Sie hatte selbst für einen Moment den Vater aus den Augen verloren.

Der junge Mann sah sie nicht. Er sah nichts, wenn er nicht seinen frühen Tod vor sich sah.

Und er mußte seine Gedanken wieder für etwas Anderes sammeln.

„Faites votre jeu!“ hatte der Bankier gerufen.

Der Baron Adlerhorst zuckte auf; seine Hand flog zu den Goldrollen, die vor ihm lagen, sie wollte mechanisch eine von ihnen ergreifen; die Augen waren der Hand gefolgt. Auf einmal kam Leben in die müden Augen. Es war ein sonderbares Leben, wie ein letztes Aufflackern vor dem Tode, vor dem Ende, dann wie das plötzliche Bewußtsein dieses nahen Endes, daß nun Alles vorbei sei. Ein dunkles Leuchten zog durch das Auge; ein schmerzliches Lächeln folgte, dem Lächeln die volle Resignation; aber in dieser Resignation lag doch so viele, lag eine so unendliche Bitterkeit.

Er nahm die sämmtlichen Goldrollen, die vor ihm lagen, ruhig, eine nach der andern; seine Hände flogen nicht mehr, seine Finger zitterten nicht mehr. Er setzte die Rollen auf Roth. Es waren zwölftausend Thaler in Gold, wie vorhin einer der Zuschauer gezählt hatte. Der junge Spieler zählte sie nicht. Als er sie hingelegt hatte, saß er wieder unbeweglich; sein blasses Gesicht hatte nur wieder den Ausdruck der Ermüdung und Erschöpfung; seine matten Augen starrten bewußtlos auf die leere Stelle vor ihm, an der die Goldrollen gelegen hatten.

Um ihn her, an dem ganzen Tische, entstand ein Geflüster. Er hörte es nicht.

„Sehen Sie den Baron Adlerhorst,“ sagten Die, denen er bekannt war.

„Wer ist der blasse junge Mann?“ fragten Die, welche ihn nicht kannten.

„Ein Baron Adlerhorst, einer der reichsten Edelleute aus dem Mecklenburgischen."

„Ah, Mecklenburg ist reich an reichen Edelleuten und daher auch an armen Bauern."

„Man sieht, daß er reich ist. Er achtet die Goldrollen nicht mehr, als wenn es Rechenpfennige wären."

„Wie kann nur ein reicher Edelmann von einer solchen Spielwuth besessen werden?"

„Es ist zu begreifen: er spielt immer mit dem enormsten Glück, ist der Schrecken der Bankiers. Und heute — er scheint mir ganz in der Laune zu sein, die Bank sprengen zu wollen. Geben Sie Acht, er wird gewinnen; er hat zwölftausend Thaler gesetzt; fällt Roth, so hat er vierundzwanzigtausend Thaler, und Roth wird fallen, wie gesagt; er wird dann die ganzen vierundzwanzigtausend Thaler stehen lassen; er wird wieder gewinnen; das würde achtundvierzigtausend Thaler machen — damit wäre die Bank gesprengt."

„Ich begreife dennoch nicht. Sollte man nicht meinen, das Sprengen der Bank müsse ihn das Leben kosten?"

„Ich begreife es wohl," sagte eine junge Dame. „Er muß eine unglückliche Liebe haben."

„Pah, meine Gnädige! In jener Brust hat neben der Spielwuth keine andere Leidenschaft Raum."

„Aber in einer andern Brust scheint ein Herz für ihn zu schlagen."

Das Fräulein zeigte nach der blassen jungen Frau an der Seite ihres Vaters. Der Herr, dem sie opponirte, schüttelte den Kopf.

„Nein, mein gnädiges Fräulein, das ist eine sehr arme Frau, die auch das Spiel kennen gelernt und der es das Herz für immer zerrissen hat, ach, und noch mehr, ja noch mehr zerreißen soll. Sehen Sie den alten Mann an ihrem Arme, seine leuchtenden Augen, sein fieberhaft geröthetes Gesicht, seine Verzweiflung, daß er noch nicht an den grünen Tisch gelangen kann. Aber sehen Sie, da wird ihm ja —"

„Sehen Sie den Herrn von Wildenfels," unterbrach den Herrn ein Anderer. „Er will dem Baron Adlerhorst nicht nachstehen."

„Bei Gott, er leert alle seine Taschen aus. Und mit welchem Ingrimm! Mit welcher wilden Wuth! Und er setzt Alles auf Schwarz."

„Weil der Herr von Adlerhorst Alles auf Roth gesetzt hat."

„Der Mensch sieht ja entsetzlich aus," sagte das junge Fräulein. „Man kann ihn ohne Schrecken nicht ansehen."

„Ja, er hat eine schöne Frau!"

„Sie sind unartig!"

„Und er wird heute noch ein Unglück begehen. Geben Sie Acht."

„Er sieht freilich wohl danach aus."

„Aber sehen Sie! Ich bitte Sie! Da kommt seine Frau! In ihrer vollen Schönheit! Mit allen ihren Anbetern und Geliebten."

„Teufel, ein schönes Weib!"

„Und ein ebenso verworfenes!"

„Mein Gott," sagte eine ältere Dame, „kann denn wirklich in diesem schönen Körper eine verworfene Seele wohnen? Welche vollendete Formen! Welche edle Züge! Welch' ein bezaubernder Blick der brennenden Augen!"

„Ach," sprach die Dichterin, „und dieser Blick verzaubert, und diese Augen verbrennen Jeden, der sich ihnen nahet, der hineinschaut. So wird der Nachtkäfer von dem hellen Scheine des Lichts verblendet, und er muß es umkreisen und umschwirren, immer näher und näher, immer wilder und wilder, bis er zuletzt wahnsinnig sich hineinstürzt und verbrennt, vernichtet wird und zu Grunde geht."

„Ein reizendes Bild, meine Gnädige!" sagte einer der Herren.

„Besonders der wahnsinnige Käfer!" meinte ein Anderer. —

Eine schöne Frau war in den Saal getreten, eine

hohe Gestalt von wahrhaft vollendeten Formen; das wunderbar schöne und edel geschnittene Gesicht war frisch und rosig und doch so fein, die Augen voll verzehrender und doch wieder belebender Gluth. Dieses Weib mußte zum Wahnsinn glücklich oder unglücklich machen können. Und konnte sie Glück bringen, wenn ein verworfenes Herz in dem schönen Körper wohnte?

Sie war umgeben von einem Schwarm junger Männer; es waren Lebemänner, Offiziere, verlebte und nicht verlebte Wüstlinge. Sie waren Alle mit Geräusch eingetreten; wohl ohne die Absicht, Aufmerksamkeit zu erregen; ihre Art brachte das so mit sich.

Die allgemeine Aufmerksamkeit wandte sich ihnen zu; es lag in ihr ein Bewundern der schönen Frau, die doch Alle schon kannten, aber Achtung zeigte kein Blick, eben weil Alle sie schon kannten.

Einer sah sie mit finsterer, verbissener, aber vielleicht desto mehr auf Rache sinnender Verachtung an. Es war der junge Mann, der Graf Freiberg genannt wurde und der der Genosse von Dieben zu sein schien.

Auch der Herr von Wildenfels sah sie.

„Seine Frau!" flüsterten die Umstehenden. „Was er jetzt machen wird?"

Was er machte? Er hatte alle jene schweren Goldrollen, die letzten, wie man sich leise gesagt hatte, auf Schwarz gesetzt. Er stierte ihnen noch nach; seine Seele schien an dem Golde zu hängen. Da vernahm er das Geräusch der Eintretenden. Er sah sich um, erblickte seine Frau und ihre Anbeter. Ein wilder Hohn, eine boshafte Freude flog durch sein Gesicht.

„Ah, sehen Sie," flüsterte es. „Es ist ihr Geld. Vernichtet sie seine Ehre, will er ihr Vermögen ruiniren."

„Seine Ehre?"

Die schöne Frau hatte auch ihn gesehen, aber sie nahm keine Notiz von ihm; er war nicht für sie da. Sie lachte mit einem der Herren ihrer Umgebung.

Ein einziges Paar Augen hatte die eintretende Dame

und ihre Gesellschaft nicht gesehen. Es war die bleiche Freifrau von Sternberg.

Diese war mit ihrem Vater bis fast unmittelbar an den Spieltisch getreten. Die blasse Frau mit dem gramvollen Gesicht war ihm wohl widerwillig genug gefolgt, aber der gebrechliche Greis bedurfte ihrer Stütze. Sie konnte ihn nicht allein lassen und es hatte ihn unwiderstehlich zu dem grünen Tische hingezogen, an welchem der Cultus der Hölle getrieben wurde. Einen Platz hatte er an dem voll besetzten Tische nicht finden können, mit um so fieberhafterer Spannung verfolgten seine glühenden Augen das Spiel. Da sah ihn einer der Bankiers. Er hatte sein jeu fait gerufen, seine Augen hatten noch einmal den ganzen Tisch überflogen; er wollte eben die Karten abschlagen, als er den alten Spieler erkannte. Eben an dieser Bank war der Herr von Senden im vorigen Jahre zu Grunde gerichtet, aber seine Tochter hatte seitdem einen Reichthum erworben; diese Tochter selbst führte ihn jetzt wieder an den Spieltisch. Der Bankier warf einem der Pointeurs einen Wink zu. Der Mann stand auf und bot dem alten Herrn höflich seinen Platz an. Er gehörte zu jenen der Bank affilirten oder von ihr bezahlten Lockvögeln, die dem Spiele unerfahrene Gimpel zuführen müssen.

Das blasse Gesicht des Herrn von Senden war dunkelroth geworden, während aus dem bleichen Gesichte seiner Tochter der letzte Blutstropfen entwich. Sie zitterte heftig und wagte nicht, den Greis anzublicken. Dennoch mußte sie die Augen zu ihm erheben, bittend, flehend, mit gewaltsam zurückgehaltenen Thränen. Aber es bedurfte nicht ihrer Bitten, nicht ihres Flehens.

„Ich danke Ihnen, mein Herr, ich spiele nicht," sagte der Greis zu dem Spieler, der ihm seinen Platz angeboten hatte. Dann wandte er sich an seine Tochter. Er nahm ihre Hand und drückte vor allen Leuten seine Lippen auf ihre blasse Stirn. Er war auf einmal ein anderer

Mensch geworden, seine Wangen brannten; seine Augen glühten nicht mehr.

„Nein, Anna," sagte er. „Sehen mußte ich noch einmal dieses Spiel, aber eine Karte rühre ich nicht mehr an. Ich versprach es Dir, Du edles Kind. Und nun ist auch das Andere vorbei. Komm, laß uns gehen."

Er hatte leise gesprochen, aber es war bei dem Auftritt eine Todtenstille im Saale entstanden, und es war wohl Keiner da, der nicht seine Worte gehört hatte.

Und auch was das edle Kind ihm erwiderte, vernahm jedes Ohr. „O, mein Gott!" rief sie laut. „Mein Vater, mein Vater!" Und die mit Gewalt zurückgedrängten Thränen stürzten unaufhaltsam aus ihren Augen. Sie hatte Alles um sich her vergessen.

Aber der schwache Körper fiel zusammen, und der gebrechliche Vater mußte jetzt die Tochter stützen. Er führte sie zu einem Divan an einer Seite des Saals; sie war zu erschöpft, als daß er sich mit ihr sofort entfernen konnte.

In dem Spiele war ein Aufenthalt entstanden.

„Jeu fait, messieurs!" rief der Bankier noch einmal. Aber noch einmal mußte er mit dem Abschlagen der Karten innehalten.

Der junge blasse Spieler, der Herr von Adlerharst, hatte noch immer unbeweglich und wie bewußtlos mit den müden Augen vor sich hingestarrt. Da vernahm auch er die Worte des alten Herrn von Senden: „Nein, ich rühre keine Karte mehr an, Du edles Kind!" Sein ganzer Körper zuckte auf, sein Auge traf den Greis, aber dann neben dem Greise die edle Tochter, das Gesicht, in dem kein Blutstropfen und doch die weichste und rührendste Schönheit wohnte, über das die schmerzlichen und doch die glücklichsten Thränen flossen, die ein Kind vergießen kann. Er flog auf von seinem Sitze. Er sah nichts mehr als das schöne weinende Gesicht; er hörte nichts mehr als ihre tief aus dem Herzen kommende Stimme, mit der sie: „O mein Gott! O mein Vater!" gerufen hatte. Das

Spiel war für ihn nicht mehr da, der grüne Tisch nicht, alle die Goldrollen nicht, die er gesetzt hatte.

Der Bankier hatte das Spiel begonnen und legte zählend die Karten auf den Tisch; der junge Mann sah und hörte nichts davon.

Auch ein Anderer hatte das Spiel für den Augenblick vergessen.

Auch der Herr von Wildenfels hatte die Stimme, die Worte der Frau von Sternberg gehört; auch er war plötzlich aufgezuckt. Aber es war, als wenn auf einmal ein tödtlicher Stich sein Herz getroffen habe; er wurde weiß wie Kreide, die Augen waren ihm wie erloschen. Dann flog eine höllische Freude durch sein Gesicht. So blickte er sich nach seiner Gattin um.

Von den Wangen der schönen Frau waren die Rosen, war das Leben entflohen. Die Bleifarbe des Todes bedeckte sie, ihre Kniee wankten.

„Um des Himmels willen, gnädige Frau!“ rief einer der Offiziere ihrer Gesellschaft.

„Ein Glas Wasser,“ stöhnte sie.

Sie wurde zu einem andern Divan geführt. Die Offiziere stürzten fort, um ein Glas Wasser zu holen.

„Noir perd, Rouge gagne!“ rief der Bankier. Die Croupiers zählten dem Herrn von Adlerhorst vierundvierzigtausend Thaler hin. Der junge Mann sah es nicht. Seine Augen starrten noch in jene Ecke, in der die Tochter mit dem Vater saß.

„Mein Herr, Sie haben gewonnen,“ sagte ihm ein Croupier.

Die Frau von Sternberg hatte sich erhoben, um mit ihrem Vater den Saal zu verlassen.

„Den Armen!“ rief der junge Mann.

„Sie wollen nicht mehr spielen?“

„Ich rühre keine Karte mehr an.“

Er verließ den Tisch und folgte der blassen Frau und ihrem Vater, die in dem Augenblicke zu der Thür des Saales hinausschritten.

Die Frau von Sternberg hatte die Frau von Wildenfels nicht gesehen. Sie war vielleicht die Einzige in dem Saale, von der das schöne Weib nicht erblickt worden war.

Der Bade-Inspektor, der in dem Saale anwesend war, ließ sich den Gewinn des Herrn von Adlerhorst für die Armen des Ortes einhändigen.

„Die Bank ist ruinirt," hieß es an dem grünen Tische.

„O nein," lächelte ruhig der Bankier.

Die Croupiers strichen die Goldrollen ein, die der Herr von Wildenfels gesetzt hatte. Die Bank war wieder gefüllt, wie vorher.

„Faites votre jeu, messieurs!"

Aber auch der Herr von Wildenfels war aufgesprungen. Er griff in seinen Busen.

„Ah, dort hat er wohl seine letzten Goldrollen."

Aber er zog keine Goldrollen hervor. Seine Lippen kniffen sich zusammen, sein Gesicht wurde noch einmal kreideweiß. Man sah seine Hand unter dem Rocke sich wie krampfhaft bewegen.

„Mein Gott, er wird ein Pistol hervorziehen, er wird sich erschießen!"

Mit dem leichenblassen, verzerrten Gesichte stürzte er fort, zu dem Divan, auf dem seine Frau saß.

„Er wird sich zu den Füßen seiner Frau erschießen. Sie hat ihn so weit gebracht. Das wird die Rache seiner wilden Verzweiflung sein."

Die Frauen im Saale erblaßten, wollten fliehen, aber vermochten es nicht. Die Männer erhoben sich und standen unschlüssig.

„Messieurs, votre jeu!" rief ruhig der Bankier.

Der Graf Freiberg, der mit seinem Diebesgenossen den Diebstahl gegen den geizigen Bankier verabredet hatte, machte eine heftige Bewegung. Er wollte dem Herrn von Wildenfels nachstürzen, er besann sich aber und blieb auf seinem Platze. Man sah Schrecken und Angst in dem Gesichte des Mannes, der sonst wohl im Stande zu sein schien, die Bewegungen seines Innern zu verbergen.

Herr von Wildenfels war bei seiner Gattin angelangt. Die Frau verhüllte ihr Gesicht.

„Elende!“ knirschte ihr Gatte.

Ein Offizier kam mit einem Glase Wasser herbei und wollte es der Dame reichen.

Herr von Wildenfels zog seine Hand aus dem Busen hervor.

„Jetzt!“ rief die erstarrte Menge.

Aber er hatte sich besonnen, wie er die Hand hervorzog; sie war leer und sie schlug nur dem Offizier das Glas aus der Hand, daß es klirrend am Boden zerbrach und sein Inhalt sich über die seidene Robe der schönen Frau ergoß.

Der Offizier stand verwirrt. Die schöne Frau fuhr zornig auf. Die Gesellschaft brach in ein lautes Gelächter aus.

„Jetzt bist Du vernichtet!“ sagte der Herr von Wildenfels zu seiner Gattin. „Du bist lächerlich geworden. — Deinen Arm.“

Er nahm ihren Arm, sie widersetzte sich ihm nicht und folgte ihm wie betäubt aus dem Saale, sie allein, ohne Einen ihrer Anbeter. —

„Le jeu est fait!“ rief der Bankier.

Drei Sekunden lang lachte die Gesellschaft noch, dann herrschte wieder die volle Spielruhe in dem Saale.

Aber das Interesse, die Spannung, die eigentliche Andacht des Spieles kehrten nicht wieder zurück. Jene beiden jungen Männer, die so hoch und so unbezähmbar leidenschaftlich spielten, waren nicht mehr da. Die zweite Spielstunde nahte ihrem Ende, und der Bankier erklärte das Vormittagsspiel für geschlossen. Spieler und Zuschauer verließen den Saal.

Fortsetzung der Abenteuer im Bade.

Um fünf Uhr Nachmittags begann das zweite Spiel in dem großen Spielsaa'e des Kurhauses. Es dauerte bis um sieben Uhr, dem Anfange des Theaters. Später wurde noch zwei Stunden gespielt, von neun bis um eilf Uhr; dann wurde der Spielsaal für den Tag geschlossen. So war die Ordnung des Bades.

Es war fünf Uhr Nachmittags; das Spiel hatte begonnen, aber ohne großes Interesse. Die beiden Hauptspieler fehlten, der Freiherr von Adlerhorst und der Herr von Wildenfels, und die Anwesenden unterhielten sich mehr von den Abenteuern des Vormittags, als mit dem Spiele des Nachmittags.

Unter den Zuschauern an dem grünen Tische befand sich ein kleiner, hagerer, alter Mann in grauem, von unten bis oben zugeknöpftem Oberrock, mit einem vertrockneten Gesichte, mit stechenden Augen und wenigen und dünnen grauen Härchen auf dem kleinen Haupte. Der kleine alte Mann spielte nicht, war aber auch nicht bloßer Zuschauer. Er stand bald an dem einen, bald an dem andern Ende des Spieltisches und beobachtete Spiel und Spieler. So hatte er auch schon am Vormittage sich um den Tisch bewegt, aber da bei dem größeren, interessanteren Spiele, hatte er die stechenden grauen Augen auf Karten, Spieler und Gold gerichtet, als wenn sie jene durchbohren, dieses verschlingen wollten. Das Nachmittagsspiel sah er sich ruhiger an; es entging ihm dennoch keine Bewegung an dem Tische.

„Er ist stiller Associé der Bank," wurde Einem geantwortet, der nach ihm fragte.

„Und der schnödeste Geizhals, den man sich denken kann," setzte ein Anderer hinzu, der die Antwort gehört hatte.

„Sein Name?“

„Er nennt sich Monsieur Lamblet.“

„Ein Franzose?“

„Er will es sein. Es giebt aber auch deutsche Lumpen genug unter den Spielern.“

„Wer ist der junge Herr, mit dem er sich da gerade unterhält?“

„Er steht in der Badeliste als ein Herr von Hasselberg.“

„Ein feines Gesicht!“

„Ja, ja, sehr fein. —“

„Sie sagen das mit Beziehung. Kennen Sie ihn?“

„Er ist erst seit gestern oder vorgestern hier.“

„Sie scheinen dennoch etwas von ihm zu wissen.“

„Ich versichere Sie, ich weiß nur von seinem besonders feinen und klugen Gesichte. Es fiel ja auch Ihnen auf.“

Die Beiden blickten nach dem Grafen Freiberg. „Was für eine Persönlichkeit ist der?“

„Ein ebenso eleganter wie liebenswürdiger Kavalier.“

Das war ein sehr allgemeines Urtheil.

In demselben Augenblicke wurde über den Grafen Freiberg ein anderes, eingehenderes Urtheil gefällt.

Der feine Herr von Hasselberg, der schon am Vormittage in der Allee vor dem Spielsaale eine Art von Inquirenten gemacht hatte, und der kleine, graue Monsieur Lamblet, der auch Götze heißen sollte, unterhielten sich über den eleganten und liebenswürdigen Kavalier.

„Sie halten ihn also auch für einen Lump, Monsieur Lamblet?“

„Ein Mensch, der an Spielbanken dient, ist immer ein Lump. Ich muß das wissen.“

„Das ist Ihr ganzer Beweis?“

„Genügt er Ihnen nicht?“

„O, wenn ich es gegen Sie aussprechen darf — Ihr Beweis genügt mir um so mehr, als ich Sie vor dem Menschen warnen wollte.“

„Mich vor ihm?“ lachte höhnisch der alte kleine Monsieur, der ein sehr geläufiges Deutsch sprach.

„Freilich; der Herr Graf hat etwas gegen Sie vor.“

Herr Lamblet erschrak doch. „Gegen mich, Freund? — Was kann der Mensch gegen mich vorhaben?“

„Ich weiß es nicht. Aber ich machte heute Vormittag Beobachtungen —“

„Erzählen Sie.“

„Er stand während des Spieles in tiefen Gedanken, vor der Katastrophe mit den beiden jungen Herren und den beiden schönen Frauen. Sie bemerkten ihn nicht, Ihre ganze Aufmerksamkeit war auf den Spieltisch gerichtet —“

„An jedem Spieltische sitzen mehr Spitzbuben als ehrliche Menschen.“

„Ich zweifle nicht daran. Aber lassen Sie mich fortfahren. Wenn der Mensch in Gedanken verloren ist, so verliert sich auch sein Blick, um für den Beobachtenden ein unwillkürlicher Verräther der Gedanken zu werden. So verlor sich auch sein Blick. Er war plötzlich starr auf Sie gerichtet, und so sonderbar; er sah Sie nicht in dem Spielsaale, nicht an dem grünen Tische, er sah Sie ganz anderswo —“

„Wo, wo?“

„Und die Augen waren vor Verlangen, vor Bosheit, vor Freude glühend —“

Das graue Gesicht des Herrn Lamblet war blaß geworden; der Schweiß stand ihm auf der Stirn.

„Er ist ein verwegener Schurke!“ sprach er vor sich hin.

„Als nachher der Herr von Wildenfels auf seine schöne Frau zustürzte und alle Welt glaubte, er werde sich zu ihren Füßen erschießen, da fuhr auch auf einmal der Herr Graf Freiberg auf und in seinem Gesichte malte sich ein plötzlicher Schreck, eine fast tödtliche Angst, und mit dem angstvollen und entsetzten Gesichte mußte er zuerst auf Sie blicken, und da sah er, wie Sie ihn beobachteten, wie Sie mit Ihrem Blick ihn durchbohrten —“

„Ja, ja!“

„Als wenn Sie in den innersten, tiefsten Grund seiner

Seele blicken und darin lesen wollten: Warum erschrickst Du denn so? Was ängstigt Dich auf einmal? Was gehen Dich denn die Beiden an —?"

„Hm, hm!" schüttelte der Herr Lamblet für sich den Kopf.

„Sie wußten es schon, Herr Lamblet? Sie brauchten es nicht noch zu fragen?"

„Fahren Sie fort, Herr —"

„Still! Ich bin hier der Herr von Hasselberg. Also weiter. Er sah Sie, wie sie ihn so beobachteten, und las er nicht jene, so las er andere, vielleicht noch gefährlichere Fragen in Ihren Augen, und er mußte plötzlich die seinigen niederschlagen, wurde roth und blaß, und in Ihrem Gesichte stieg etwas auf, wie ein plötzliches, geheimnißvolles Ahnen, oder, da Sie wieder den Kopf schütteln, wie eine auf einmal endlich gewonnene Gewißheit, und auch dies gewahrte der Herr Graf Freiberg, und, ich weiß nicht, ob er mit den Zähnen knirschte, aus Zorn und Wuth über sich selbst; aber das sah ich noch, wie er sich schnell von Ihnen abwandte, mit einem Ausdrucke der Bosheit und der Rache, den ich vielleicht nie in meinem Leben deutlicher, aber auch nie häßlicher gesehen habe."

Der Herr Lamblet erschrak von Neuem vor der Bosheit und Rache des Menschen, der ihn zu fürchten hatte.

Herr von Hasselberg hatte noch weitere Fragen an ihn.

„Hm, Monsieur Lamblet, Sie fragten sich also wirklich bei jenem Vorfalle, was der Herr von Wildenfels und seine schöne Frau den Herrn Grafen Freiberg angingen?"

„Ich fragte mich gar nichts."

„Sie kennen die ganze Sippschaft genau genug?"

„Ich kenne sie gar nicht."

„Und dennoch fürchten Sie sie?"

„Ich fürchte keinen von ihnen; ich fürchte keinen Menschen."

Der feine Herr von Hasselberg hatte dennoch Recht.

Der alte Spieler sprach mit dem Trotze, den Furcht und Angst eingeben.

Herr von Hasselberg überzeugte sich von der Nutzlosigkeit weiterer Fragen, und doch mußte er bald neue an den alten Geizhals richten.

Der Graf Freiberg machte an der Bank sein ruhiges, kleines Spiel. Er pointirte nicht einmal mit Gold; er setzte seinen Thaler, bald auf Schwarz, bald auf Roth; das eine Mal gewann, das andere Mal verlor er. Er beachtete es kaum und spielte überhaupt nur, wie zu einer leichten Unterhaltung; er plauderte dabei nach rechts und links, sagte den Damen Artigkeiten, er scherzte und lachte mit Bekannten. Den Herrn von Hasselberg und den Monsieur Lamblet hatte er nur einmal zufällig mit einander sprechen gesehen; er achtete nicht weiter auf sie. Doch da fiel plötzlich sein Blick wieder auf sie, unwillkürlich, vielleicht widerwillig, um so mißtrauischer und forschender.

Die blonde Dichterin Angelika von Dürrfeld war in dem Spielsaale erschienen. Sie sah sich zuvor mit ihren poetischen Augen nach allen Seiten um und entdeckte dabei den Grafen Freiberg; bald war sie in seiner Nähe, allerdings zufällig. Wie sie bei ihm stand, war es kein Zufall mehr, war es schon ein Gebot der Höflichkeit, daß die Beiden mit einander sprachen, und dennoch warf gerade in diesem Augenblicke der Graf jenen mißtrauischen und forschenden Blick auf den alten Geizhals und den feinen Herrn von Hasselberg; aber er hatte zugleich Herrschaft genug über sich, um sofort, als er den auf ihn gerichteten Blicken der beiden Herren begegnete, die gleichgültigste Miene von der Welt anzunehmen, der dichterischen Dame Artigkeiten zu sagen und mit ihr ebenso unbefangen zu plaudern, wie er bisher mit seinen Nachbarn geplaudert hatte. Es war allerdings vielleicht ein Fehler von ihm.

„Ah, Monsieur Lamblet, die schöne deutsche Dichterin wohnt bei Ihnen?“

„Sie wohnt mit mir in einem Hause."

„Und Sie kennen sie?"

„Ich bekümmere mich nicht um sie; eine Schriftstellerin, die Novellen und Schauspiele schreibt! Pah, armes Volk!"

„Aber sie schreibt nicht für Geld."

„Das wäre etwas Anderes."

„Sie schreibt für den Ruhm. Geld hat sie genug."

„So, so! Darum macht der Schurke ihr wohl den Hof?"

„Und ich möchte beinahe meinen, er habe noch einen besonderen Plan mit seinem Hofmachen."

„Und welcher sollte das sein?"

„Warum suchte er sich zu überzeugen, ob wir, oder eigentlich ob Sie seine Unterhaltung mit der Dame bemerkten und beobachteten? Der nächste Nachbar der schönen Dichterin!"

„Warum machen Sie mir die neue Angst?"

„Ich weiß nicht, ob es eine neue ist. Ich warne Sie immer nur vor dem Grafen."

„Er ist ein Schurke."

„Warum wagen Sie nicht, mir nur eine einzige Thatsache aus dem Leben des Menschen mitzutheilen?"

„Fragen Sie mich nicht weiter."

„Auch nicht nach dem Herrn von Wildenfels und seiner schönen Frau?"

„Nein! Ein für allemal nein! Ich bin kein Polizeispion!" sagte der Alte entschieden.

„Wohlan," erwiderte der Herr von Hasselberg, „so erfahre ich es vielleicht von dem Herrn Grafen selbst oder auch von der Dichterin. Sie verlassen den Saal und sie scheinen sich sehr viel zu sagen zu haben; — da fällt wohl etwas für mich ab. Ich folge ihnen." —

Graf Freiberg und Frau von Dürrfeld verließen in der That den Saal. Herr von Hasselberg folgte ihnen.

„Sie besuchen fleißig den Spielsaal, gnädige Frau?"

hatte der Graf zu der Dichterin gesagt, als sie an dem Spieltische neben ihm stand.

„Lernt man irgendwo mehr die Welt und die Menschen kennen?“ erwiderte die Dame.

„Die Welt des Lasters und der Verbrechen!“

„Auch der Tugenden, der edlen Herzen.“

„Am Spieltische?“

„Ah, waren wir nicht Beide am heutigen Vormittage Zeugen der erhebendsten Beispiele? Jene edle Frau, vor deren weichem und sanften Herzen jede wilde Leidenschaft plötzlich verstummen muß, deren bloßer Anblick die Wuth des Löwen, des Tigers in Milde und Sanftmuth verwandeln müßte, sahen wir sie nicht heute gerade hier in ihrer vollen, hehren Schönheit des Geistes und des Herzens? Waren wir nicht Zeugen ihres wunderbar mächtigen, gewaltigen Wirkens? Ihr Vater, der alte, an den Banken grau gewordene Spieler, war durch ihr edles Wesen geläutert worden; und wurde jener bleiche, von der Wuth des Spiels schon bis fast zum Wahnsinn erfaßte Jüngling, wurde er nicht plötzlich, einzig und allein getroffen von dem milden Blicke ihrer schönen Augen, zu einem anderen, zu einem besseren Menschen verklärt? O, mein Freund, glauben Sie, daß der junge Mann jemals wieder eine Karte wird anrühren können?“

„Es wird sich morgen zeigen, gnädige Frau.“

„Nein, nein! Ich habe mehr Glauben an die Menschen.“

„Weil sie selbst ein so schönes, edles Herz haben, das sogar mich, den täglichen Gast in diesem Saale, nicht ganz verloren geben möchte.“

Ein zärtlicher Blick der Dame antwortete ihm. Hinterher fuhr sie fort:

„Freilich sahen wir auch die Circe, nein, die Furie hier, die im vollen Gegensatze zu jener edlen Frau die Leidenschaften der Menschen nur zur wildesten Wuth entflammen zu können scheint, entflammen muß. — Aber Herr Graf, wissen Sie, daß Sie verloren haben?“

„Ah, in der That! Ich hatte nicht darauf geachtet.“

„Ei, ei, so zerstreut?“

„In der Unterhaltung mit Ihnen, gnädige Frau —“

„Schmeichler!“

„Nein, nein! Sie wissen, wie wenig Vergnügen mir überhaupt das Spiel macht. Heute könnte auch ich keine Karte mehr anrühren. Auch ich beuge mich der wunderbaren Gewalt eines edlen, milden Herzens.“

„Nur für heute?“

„Möchte sie für immer mir schützend zur Seite stehen!“

Die Dame wurde roth, der Graf trat zerstreut von dem Spieltische zurück.

Erstere blieb in holder Verwirrung an seiner Seite.

In ihrer Zerstreuung und Verwirrung waren sie aus dem Saale gekommen, sie wußten Beide wohl nicht, wie, wenn sie es nicht sehr gut wußten. Sie waren draußen in der großen Baumallee, in der viele Menschen promenirten; sie gingen stumm neben einander, und sie hatten sich so viel zu sagen. Herr von Hasselberg hatte es ja schon aus der Ferne gesehen. Aber was sie sich zu sagen hatten, das konnten sie vor Zeugen, vor den Menschen nicht aussprechen. Seitab von der Allee war ein stilles, einsames, verschwiegenes Gebüsch; dorthin wandelten sie stumm. Und zwischen den gelben Akazien und dem rothen Flieder, zwischen Haselnußstauden und wilden Kirschen öffneten sich — nicht ihre Herzen, sie lagen ja schon lange offen vor und gegen einander, aber die Lippen öffneten sich, um dem schönen Bunde Worte zu leihen, den die Herzen stumm mit einander geschlossen hatten.

„Darf ich meine Worte wiederholen, gnädige Frau?“

„Oh, Graf —“

„Ewig unter dem Schutze Ihres edlen Herzens zu stehen?“

„Freund!“

„Ewig, ewig, Angelika?“

„Ewig, mein Freund!“

„Ewig der Deinige!“

„Ewig die Deinige.“

Sie lagen sich in den Armen, an den Herzen; sie sahen sich in die Augen, und wahrhaftig, die Augen der Dichterin waren in diesem Momente wirklich schön. War sie doch selbst in ihrem vierzigsten Jahre zu einem Mädchen von zwanzig Jahren verjüngt, und das hatte nicht die Poesie gethan, das that die Liebe.

Ja, die Gewalt der Liebe ist die größte Gewalt auf Erden!

Und als nun die Lippen den Bund der Herzen auch noch in anderer Weise als durch Worte besiegelt hatten, da sprachen sie weiter:

„Du fandest mich zerstreut, Angelika?“

„Ja, mein Freund — Dein Taufname?“

„Robert.“

„Ja, Du warst zerstreut, Robert.“

„Ich dachte an Dich —“

„Welche Süßigkeit für mich, es zu glauben!“

„Ich mußte dabei an ein eigenthümliches Geschick denken, dem ich verfallen bin.“

„Darf ich es erfahren, mein Robert?“

„Ich bin Dir die Mittheilung schuldig. Jene Frau, die Du heute Morgen eine Circe, die Du dann, vor wenigen Augenblicken, eine Furie nanntest —“

„Oh, Du hast sie geliebt? Auch Du warst in ihren furchtbaren Banden?“

„Nein, Angelika.“

„Mir fällt ein Stein vom Herzen.“

„Sie ist eine Verwandte von mir, und ein eigensinniges Testament hat mich in eigenthümlicher Weise abhängig von ihr gemacht.“

„Ah, das ist ja romantisch!“

„Nicht, daß ich ohne sie nicht existiren könnte. Ich habe Gottlob eigenes, nicht unbedeutendes Vermögen. Aber sie kann unter gewissen Umständen über meine Hand verfügen; sie könnte unseren kaum geschlossenen Bund wieder zerreißen —“

„Nein, nein, mein Geliebter!“ rief die Dichterin und schlang fest ihren Arm um den geliebten Mann.

„Nein!“ sagte auch der junge Mann. „Und darum,“ fuhr er fort, „darf die Frau von Wildenfels und also auch die Welt nicht eher unsere Liebe erfahren, als bis unsere Verbindung eine unauflösliche durch die Bande der Kirche ist; und darum müssen wir noch heute von hier fort; wenigstens mein Herz fordert es; es würde vergehen unter dem Zwange, den es sich hier auflegen müßte.“

„Auch das meinige, Robert!“

„Meine Geliebte schreckt also nicht vor dem Gedanken zurück, mit mir noch heute Nacht das Bad zu verlassen? Es müßte heimlich geschehen —“

„Eine Entführung!“ rief die Dame.

„Du erschrickst doch?“

„Nein, nein! Aber der Gedanke ist so poetisch!“

„Du willigst ein?“

„Welche Stunde bestimmst Du?“

„Um Mitternacht.“

„Ha, um Mitternacht! Und aus meiner Wohnung?“

„Aus Deiner Wohnung. Besprechen wir sofort Alles. Um halb zwölf Uhr wird mein vertrauter Diener mit dem Wagen auf der Chaussee halten.“

„Auf der Chaussee? Es könnte auffallen. An der Hecke des Gärtchens, in dem meine Wohnung liegt, läuft ein stiller, heimlicher, von Ulmen beschatteter Fahrweg, der in die Chaussee mündet. Dort ist es romantischer, dort hält der Wagen sicherer.“

„Er wird in dem Fahrwege halten. — Fünf Minuten nachher bin ich bei Dir. Die Thür Deines Zimmers wird nicht verschlossen sein?“

„Sie wird unverschlossen sein.“

„Du wirst bis dahin Alles vorbereitet und Deine Sachen geordnet haben?“

„Geordnet? O, eine reizende Unordnung muß zurückbleiben, denn, mein Geliebter, ich habe noch eine Bitte an Dich.“

„Deine Bitten sind mir Befehle."

„Ich werde doch gewaltsam entführt? Ich bin in meinem Zimmer überfallen, man hört einen leisen unterdrückten Schrei; dann umfassen mich starke Arme, ich kann mich nicht wehren, ich kann nicht mehr um Hülfe schreien; ich werde fortgetragen."

„Es sei, Angelika. Aber Deine Jungfer?"

„Ich werde sie bei Zeiten in ihre Stube schicken."

„So wären wir mit Allem fertig."

„Und so brechen wir auf, um Alles zu arrangiren."

„Die hat es eilig," sagte der Graf für sich.

Aber die Dame hatte doch noch Zeit, dem Glücke ihres Herzens einen poetischen Ausdruck zu verleihen. Sie wandte sich an die Gebüsche, die um sie her standen.

„O seid mir gegrüßt, alle ihr stillen, freundlichen, lieblichen Zeugen dieser seligen Stunde! Ihr gelben Akazien, du rother Flieder, ihr braunen Haselnußstauden, ihr reizenden wilden Kirschen, du süß duftender, weißer Hollunder! O euch Alle möchte ich mit meinem vollen, glücklichen Herzen umarmen! Alle, Alle!" —

Sie brachen auf. In der Allee trennten sie sich wie ein Paar Bekannte, die sich zufällig getroffen und in gleichgültigem Gespräch eine Promenade gemacht hatten.

Herr von Hasselberg sah, wie sie sich so trennten. Sein Gesicht schien etwas enttäuscht zu sein; belauscht hatte er sie wohl nicht.

Die Dichterin ging nach Hause, und der Graf schlug wieder die Richtung zu dem Wäldchen ein, in welchem er am frühen Morgen eine Zusammenkunft mit seinem Freunde Brand gehabt hatte.

In dem Wäldchen wartete der Diebesgenosse bereits auf ihn. Beide fanden sich heute schon zum dritten Male zusammen.

„Nun, Herr Graf Freiberg?"

„Es bleibt bei unserer Abmachung vom Nachmittage."

„Du bist fertig mit ihr?"

„Sie kam mir zu drei Viertheilen entgegen."

„Wiederholen wir also Alles."

„Du bist um halb zwölf mit dem Wagen da und hältst mit ihm aber nicht auf der Chaussee, sondern in dem kleinen Ulmenwege neben dem Garten."

„Und warum das?"

„Die schattigen Ulmen sind ihr doch romantischer."

„Sie geben auch bei Nacht Schatten?"

„Höre weiter. Um dreiviertel Zwölf gebe ich Dir aus ihrem Zimmer ein Zeichen, ich werde das Licht an das Fenster bringen. So wie Du das siehst, überlässest Du den Wagen meinem Bedienten und kommst in das Haus, dessen Thür offen stehen wird. Du gehst direkt, so leise wie möglich, nach oben, wo ihre Kammerjungfer schläft, und wartest dort im Gange, bis Du unten die Thür der Dame sich öffnen hörst. In demselben Moment weckst Du das Mädchen, leise, geheimnißvoll. Das Weitere weißt Du."

„Das wäre im Ganzen der Plan von heute Nachmittag."

„Noch eins. Die Thür zwischen den Zimmern der Dame und des Alten öffne ich von ihrer Seite. Und nun noch etwas, Freund Brand."

„Was hättest Du noch?"

„Wir kennen uns."

„Das heißt?"

„Ich vertraue Dir Alles an. Mißbrauchtest Du mein Vertrauen — Du weißt, ich habe Dich in meiner Gewalt."

„Das hätte ich Dich auch meinerseits. Aber wenn die Spitzbuben einander nicht trauen, wer soll sich dann noch trauen? Also Adieu, bis heute Nacht."

Auch die beiden Spitzbuben trennten sich.

Man muß den Teufel nicht an die Wand malen.

Vor dem Ostenthore des Badeortes herrschte in dem Dunkel der Nacht die tiefste Stille; auf der Chaussee, die zu dem Thore führte, bewegte sich nichts, in den sechs bis sieben Landhäusern, die in der Nähe des Thores zu beiden Seiten der Chaussee lagen, schien schon Alles dem Schlafe sich ergeben zu haben. Das Badeleben fordert eine frühe Nachtruhe.

Die Stille der Nacht wurde unterbrochen.

In einer Allee, die in die Chaussee einlief, nahte sich langsam und leise ein Wagen; er fuhr quer über die Chaussee und bog dann in einen Fahrweg ein, der auf der anderen Seite der Chaussee, mit Ulmen bepflanzt, an der Hecke eines Gärtchens sich entlang zog. Man hörte ihn noch eine Weile in dem Wege weiter fahren, darauf wandte er um, kam zurück und hielt etwa zwanzig bis dreißig Schritte von der Chaussee entfernt. Die Ulmen verdeckten ihn.

Wenige Minuten nachher schritt ein einzelner, in einen Mantel gehüllter Mann aus dem Fahrwege hervor, aber nur bis an das Ende der Hecke des Gärtchens. Dort sah er sich spähend nach allen Seiten um.

Zu derselben Zeit kam rasch und rasselnd ein Wagen aus dem offenen Thore des Städtchens in die Chaussee hineingefahren. Er hielt vor dem Landhause, das in dem Gärtchen lag, an dessen Hecke der einzelne Mann in dem dunkeln Mantel stand.

Das Landhaus war das zweite vom Thor, links an der Chaussee. Es war ein kleines zweistöckiges, so viel man im Dunkel der Nacht sehen konnte, freundliches Gebäude. Die Fenster des unteren Geschosses, so wie des ersten Stockes waren mit starken eisernen Stäben versehen. Auch oben im Dach waren noch Fenster, sie hatten grüne

Jalousien. Alle Fenster waren dunkel. So lag das Haus in der Mitte eines reizenden Gärtchens, umgeben von Obstbäumen, Blumenbeeten, Lauben. Das Gärtchen war mit einer hohen, dichten Hecke eingefaßt, durch die in der Mitte eine Thür auf die Chaussee führte. Die Thür war von hölzernem Gitterwerk, sie konnte abgeschlossen werden, lag aber für gewöhnlich nur im Schloß. Von ihr lief ein breiter, gerader Pfad zwischen den Blumenbeeten des Gärtchens zu der Hausthür des Landhauses.

Die nächsten Häuser waren nach beiden Seiten etwa hundert Schritte entfernt.

Der Wagen, der aus der Stadt gefahren kam, hatte vor der Thür des Gärtchens gehalten. Der Kutscher stieg vom Bock und öffnete den Kutschenschlag. Aus dem Innern des Wagens wurde ihm eine schwere Kassette zugereicht. Sie war so schwer, daß der Kutscher sie auf beiden Armen tragen mußte. Hinter der Kassette kam ein kleiner alter Mann aus dem Wagen heraus. Es war der kleine graue Theilhaber der Spielbank.

Um eilf Uhr war das letzte Spiel im Curhause geschlossen und die Bankiers hatten unmittelbar darauf den Wochengewinn getheilt. Mit seinem Antheil kam der graue Geizhalz zu Hause an.

„Eure Bezahlung habt Ihr?“ fragte er den Kutscher.

„Ja, Herr.“

„Gebt her und macht mir die Thür auf.“ Er nahm dem Kutscher die Kassette ab, die er ebenfalls mit beiden Händen tragen mußte; so konnte er die Thür des Gärtchens selbst nicht öffnen.

Von dem Kutscher gefolgt, schritt er durch die Thür in das Gärtchen; sie gingen bis an die Hausthür. Diese war verschlossen.

„Zieht die Klingel.“

Neben der Hausthür befand sich ein Klingeldraht, der Kutscher zog ihn; man hörte im Hause eine Glocke läuten.

„Ihr könnt gehen.“

Der Kutscher kehrte zu seinem Wagen zurück.

„Macht das Pförtchen wieder zu!" rief ihm der ängstliche Geizhals noch nach. Der Kutscher legte das Pförtchen wieder in das Schloß, setzte sich auf den Bock seines Wagens und fuhr langsam zur Stadt zurück.

In dem Innern des Hauses war Leben entstanden; ein kleines schmales Fenster oberhalb der Thür zeigte ein Licht und Schritte bewegten sich der Thür zu.

„Sind Sie es, Herr Götze?" fragte eine Stimme jenseits der Thür.

„Ja, Herr Hauptmann."

Die Thür wurde geöffnet. Ein großer alter Mann mit weißem Haar, aber in seiner militairischen Haltung noch sehr rüstig, stand, ein Licht in der Hand, dem kleinen grauen Bankier gegenüber.

„Sie kommen heute früh, Herr Götze."

„Ja, ja, schlechte Zeiten."

„Was haben die mit Ihrer frühen Rückkehr zu thun?"

„Was sie damit zu thun haben? Geringes Verdienst, also auch geringe Theilung."

„Hm, Sie scheinen doch schwer genug an Ihrer Kassette zu tragen. Soll ich sie Ihnen abnehmen?"

„Nein, nein, danke, danke. Aber wenn Sie mir hinaufleuchten wollen —?"

„Gewiß, kommen Sie."

„Aber Freundchen, Sie werden doch vorher die Thür abschließen?"

„Sorgen Sie nicht," lachte der Hauswirth, der alte Hauptmann. Er setzte das Licht auf einen Tisch, schob die Hausthür an und drehte den Schlüssel im Schloß, um sie zu verschließen.

„Herr Hauptmann!" rief auf einmal erschrocken der Bankier.

„Was giebt's, Herr Götze?"

„Hörten Sie nichts? Es war mir, als wenn das Pförtchen draußen im Garten geöffnet würde."

„Ich hörte nichts; aber ich werde nachsehen."

„Nein, nein, um des Himmels willen nicht."

„Und warum nicht?“

„Sie müßten die Hausthür wieder öffnen und wir könnten überfallen werden. Wir beiden alten Leute sind allein im Hause mit den paar Frauenzimmern; hinter Schloß und Riegel sind wir sicher.“

„Wie Sie wollen, Herr Götze. Aber wenn Sie so ängstlich sind, warum sind Sie denn zu mir altem Manne allein herausgezogen?“

„Kann ich einem andern Menschen trauen? In der Stadt wohnen nur Gesindel und Spitzbuben. Sie kenne ich seit so vielen Jahren. Aber kommen Sie, das Ding wird mir verdammt schwer.“

„Und doch wollen Sie es dem Manne nicht anvertrauen, den Sie seit so vielen Jahren kennen?“

„Ich will Sie nur nicht belästigen. Ist das Schloß auch fest zu?“

„Ich habe den Schlüssel zweimal umgedreht.“

„So gehen wir.“

Die Beiden befanden sich in einem kleinen, viereckigen Hausflur, an welchem zu beiden Seiten der Hausthür Stuben lagen. Der Hausthür gegenüber erhob sich eine Treppe, die in die oberen Etagen führte.

Beide gingen diese Treppe hinauf, der Hauptmann trug das Licht, der Bankier die Kassette. Sie wurde ihm doch fast zu schwer; er stöhnte, während er die Stufen hinanstieg.

„Sie stöhnen wohl über die schlechten Zeiten, Herr Götze?“ fragte der Hauptmann.

„Ich jammere über etwas Anderes.“

„Und das wäre?“

„Ich werde es Ihnen sagen, wenn ich das verfluchte Ding los bin.“

„Los? Mit dem Gelde darin?“

„Herr, malen Sie den Teufel nicht an die Wand!“ —

Sie hatten das Ende der Treppe erreicht und standen in einem Gange, an dem gleichfalls zu beiden Seiten Zimmer lagen. Zu einer der mittleren Thüren gingen

sie. Der Bankier stellte seine Kassette an den Boden, zog einen Schlüssel hervor, öffnete die Thür, hob die Kassette wieder auf und ging mit ihr in das Zimmer. Der Hauptmann folgte ihm und zündete eine Kerze an, die in dem Zimmer auf dem Tische stand.

Der Bankier stellte die Kassette auf den Tisch.

„Herr Götze, Sie wollten mir sagen, worüber Sie jammerten?" fragte ihn der Hauptmann.

„Ueber die schlechten Zeiten," wiederholte der Bankier.

„Hm, Herr Götze, wiederholen Sie, so kann ich es auch. Ihrer schweren Kassette und dem schweren eisernen Spinde da in der Ecke sieht man die schlechten Zeiten nicht an."

Der alte Geizhals lachte. Hatte der Hauptmann seinen Humor, so hatte er den seinigen. „Ich meine den vielen Jammer des deutschen Volkes," sagte er.

„Und was ginge Sie das Volk und gar das deutsche Volk an?"

„Pah, da lamentiren sie über die Spielwuth in den Bädern, schreien von Sünden und Lastern, klagen ihre Fürsten an, daß sie dem sündhaften Leben Vorschub leisten, und da laufen und rennen sie doch an die grünen Tische, können die Stunde nicht abwarten, da zum Spiele geläutet wird und füllen unsere Kassetten. Und das Volk will frei werden!"

„Das war Alles, was Sie mir zu sagen hatten, Herr Götze?"

„Ist es Ihnen nicht genug? Sie sind doch auch ein Deutscher."

Der Hauptmann antwortete nicht.

„Wünschen Sie noch etwas, Herr Götze?" fragte er.

„Nein. Ich danke Ihnen."

„So schlafen Sie wohl."

„Gute Nacht, Herr Hauptmann."

Dieser verließ das Zimmer. Der Bankier zog den Schlüssel, den er draußen in der Thür hatte stecken lassen,

aus dem Schlosse, verschloß die Thür von innen und ließ den Schlüssel im Schlosse stecken.

„So!“ sagte er für sich. „Bleibt der Schlüssel drinnen, so will ich den Spitzbuben sehen, der von draußen öffnen kann.“

Er sah sich in dem Zimmer um. Es war ein nicht großes viereckiges Gemach, der Eingangsthür gegenüber befanden sich zwei Fenster; in jeder der beiden Seitenwände war eine Thür. Die rechts stand offen, sie führte in das Schlafgemach des Bankiers. Zu der links wandte er sich und horchte an ihr; dann prüfte er, ob sie verschlossen war und als er sich hiervon überzeugt hatte, schob er noch einen Riegel vor. Er schüttelte dennoch ärgerlich den Kopf.

„Warum ist denn die Person noch auf? Die poetische Närrin meint zwar immer, sie dürfe vor Mitternacht nicht zu Bette gehen, sie müsse erst den silbernen Mond und die flimmernden Sterne anbeten, aber heute Nacht scheint ja nicht einmal der Mond! Und wie sie sich still hält! Sie macht wohl schlechte Verse. Meinetwegen. Aber ihre verdammten Ohren werden jeden Klang hören, wenn ich zähle. Und warum malte der alte Narr den Teufel an die Wand, als ich von meiner Kassette sprach? Aber bin ich nicht selbst ein Narr? Die Person wird sich in das schlechte Klimpern ihrer Verse versenken, daß sie den echten Klang des Goldes nicht einmal mehr hört. Und kenne ich sie nicht beinahe schon eben so lange wie den alten Hauptmann? Nun, nun, ganz so alt, wie der, ist sie doch wohl nicht; aber, fahre sie zum Teufel.“

Er wandte sich zu seiner Kassette, die er auf einen Tisch gestellt hatte und öffnete sie. Dann zog er eine Menge Goldrollen daraus hervor, zählte sie einzeln auf den Tisch, überzählte sie nochmals und seine Augen leuchteten dabei.

Er wandte sich nach einer Ecke des Zimmers, wo ein großer eiserner Kasten, ein Spinde, fest gegen Diebe, stand. Der kleine graue Mann zog aus einer seiner Taschen

vorsichtig ein ledernes Geldbeutelchen hervor; aus diesem nahm er einen Schlüssel und trat damit an das Spinde. Er besah das Schloß desselben, er rechnete, drehte an dem Bart des Schlüssels; er hatte das Geheimniß zum Aufschließen des Spindes hergestellt; aber er schloß nicht sogleich auf.

In dem Spinde waren seine Schätze, war sein Reichthum. So lange das Spinde verschlossen war, konnte Niemand sie ihm rauben; war es geöffnet, so war das, was sich darin befand, in der Hand eines Jeden, der in sein Zimmer dringen konnte. Er selbst war ein alter schwacher, fast gebrechlicher Mann, der keinen Widerstand leisten konnte. Um Hülfe konnte er zwar rufen, Hülfe konnte ihm auch kommen, aber bis sie kam, konnte das offene Spinde drei Mal ausgeleert sein.

Er ging noch einmal zu der Thür, die in den Gang führte, untersuchte das Schloß und fand es fest verschlossen. Dann ging er in seine Schlafstube nebenan, er untersuchte auch nochmals deren Thür nach dem Gange hin; auch sie war verschlossen. Er sah nach den Fenstern in Schlafzimmer und Wohnstube. Die eisernen Stäbe vor den Fenstern saßen fest und sicher. Auf den Zehen schlich er nach der Thür hin, die sein Zimmer mit dem der Dichterin verband. Mitten auf dem Wege stutzte er, hielt er seine Schritte an.

„Ward da nicht eine Thür aufgemacht?" flüsterte er leise vor sich hin. „Wurde sie nicht wieder zugemacht? Aber ich hatte ja keinen Schritt gehört, nicht draußen, nicht in dem Zimmer. Und doch war es mir deutlich, als wenn ich das Oeffnen einer Thür gehört hätte. Und es könnte nur die Thür nebenan gewesen sein; kein Anderer wohnt ja an diesem Gange, nur sie und ich. Aber es ist Alles still. Hätte ich mich doch geirrt?"

Er schlich wieder auf den Zehen weiter und erreichte die Thür zu dem Zimmer der Dame. Hier horchte er.

„Ich muß mich wirklich geirrt haben. Man hört nichts. Aber die Person ist noch nicht zu Bette; ich

sehe Licht durch das Schlüsselloch. Und höre ich nicht auch ihre Feder kritzeln? Sie muß noch immer Verse machen. Aber, Herr des Himmels, das ist keine Feder. Das ist kein Kritzeln. Das ist ein Zischeln und da sind Zwei, die miteinander flüstern. Mit wem kann die Person sprechen? Ich habe ja Niemanden gehört, der zu ihr ging. Ihre Kammerjungfer —?"

Er horchte von Neuem und stand unbeweglich. Seine Augen suchten bald die Thür zu durchbohren, bald hefteten sie sich ängstlich auf sie, als wenn sie auf einmal aufgerissen werden und ein Räuber, ein Mörder aus ihr hervor, auf ihn losstürzen müsse.

Es blieb still auf der anderen Seite.

„Herr des Himmels!" rief er plötzlich noch einmal und eilte von der Thür zurück nach der, die auf den Gang führte; er flog von ihr zurück.

„Herr des Himmels, ich bin verloren!"

In dem Zimmer der Dame war es lebendig geworden, man hörte darin ein Hin- und Herrauschen, ein Hin- und Herringen, auf einmal einen Schrei.

„Hülfe!" rief die Dichterin.

Aber sie rief es mit dumpfer, unterdrückter Stimme.

„Herr Gott, der sind sie schon an der Kehle! Nun wird es über mich hergehen. Auf mich haben sie es wohl abgesehen. Was hat denn so eine Person, die nur Verse macht?"

Der Bankier rief es in größter Angst und rannte wie wahnsinnig in seinem Zimmer umher.

„Ob ich Hülfe rufe?"

Er eilte wieder zu seiner Thür.

„Aber wenn ich sie öffnete, so ließe ich ja nur die Mörder herein."

Er eilte zum Fenster.

„Aber werden sie nicht das Haus besetzt haben? So wie ich mich am Fenster blicken lasse, jagen sie mir eine Kugel durch den Kopf."

Er flog in die Mitte des Zimmers. Da hörte er ein

neues Geräusch. „Fort!“ rief eine hohle Mannesstimme. „Hülfe!“ wollte noch einmal die Dichterin rufen, aber es kam nur ein halber unartikulirter Schrei heraus. Dann wurde die Thür der Dame aufgerissen. Ein starker, kräftiger Schritt wurde im Gange gehört.

„Es ist nur Ein Schritt,“ sagte sich der Bankier. „Sie wird getragen, fortgeschleppt.“

Der Schritt eilte zur Treppe. Dort wurde er leiser, dann gar nicht mehr gehört. Auch im ganzen Hause war es still.

„Was ist denn das?“ fragte sich der Bankier. „Was haben sie denn mit der Person gemacht?“

Er hielt den Athem an, um schärfer zu horchen. Er hörte nichts mehr. Die tiefste Mitternachtsstille des Hauses wurde durch nichts unterbrochen.

Eine neue Angst ergriff ihn.

„Warum ist es denn so grausig still hier? Warum hört man keinen Laut? Es ist ja wie im Grabe, als wenn man unter Todten sei.“

Er schüttelte sich. Dann wieder suchte er sich zu ermannen.

„Hätte ich nur geträumt? Hätte mir die Angst das Alles vorgemacht, was ich gehört zu haben glaubte? Ich muß es wissen.“

Er schlich wieder zu der Thür der Dichterin und legte sein Auge an das Schlüsselloch.

„Es ist noch Licht im Zimmer; sie muß also noch da sein. Hätte ich wirklich nur geträumt?“

Ein Entschluß reifte in ihm.

„Gnädige Frau!“ rief er leise durch das Schlüsselloch. Er erhielt keine Antwort.

„Gnädige Frau, sind Sie noch auf? Wachen Sie?“ rief er lauter; er erhielt wieder keine Antwort. Todtenstille war drüben. Er hörte das Klopfen seines Herzens.

„Sie ist nicht mehr da. Es ist richtig, sie ist fortgeschleppt. Aber von wem? Wohin? Eine Entführung?“

Er mußte laut lachen, trotz seiner Angst.

„Ha, wer sollte die alte, häßliche Person entführen?"
Dann erschrak er über sein lautes Lachen. Er horchte wieder vergeblich. Jetzt faßte er noch einmal Muth und klopfte an die Thür der Dichterin, immer lauter; es blieb drüben Alles still.

„Sie ist nicht mehr da; das ist sicher. Dann ist auch der fort, der bei ihr war. Aber ob der allein war? Ob nicht Helfershelfer bei ihm waren, die nun über mich herfallen wollen?"

Er horchte wieder mit angehaltenem Athem, doch es blieb überall still, wie es war.

„Es ist kein Mensch mehr da. Aber wenn auch! Ich muß rasch an's Werk. Das Geld liegt da noch offen auf dem Tische, es muß in das Spinde. Ist Alles darin, und das Spinde wieder verschlossen, dann mögen sie kommen. Was wollen sie mir dann thun? Mich wegbringen, entführen, wie die Versemacherin? Ha ha ha! Und ich würde auch schon anders schreien, als die. Die wurde überrumpelt; warum hatte sie ihre Thür offen gelassen! Meine Thüren sind fest zu, die Schlösser sind von außen nicht zu öffnen. Sie müssen die ganzen Thüren einstoßen, einrennen. Das hört man schon durch das ganze Haus. Ich reiße die Fenster auf und schreie in die Nacht, daß man es bis mitten in die Stadt hinein hört."

So hatte er sich Muth eingeredet, und nun schritt er entschlossen zu seinem Diebesfesten Spinde. Er rechnete noch einmal rasch, besah den kleinen Schlüssel, steckte ihn in das fast unscheinbare Schlüsselloch, drehte — die Thür flog auf.

Schubfächer an Schubfächern zeigten sich.

Der alte Geizhals horchte, horchte wieder; er vernahm keinen Laut. Er zog eins der Schubfächer auf; er konnte dem Drange nicht widerstehen. Das Fach lag voll Goldrollen, die Augen des Alten leuchteten. Er zog ein zweites Fach auf; es war angefüllt wie das erste. Seine stechenden Augen leuchteten heller. Er vergaß die Rollen, die er aus der mitgebrachten Kassette auf den Tisch gelegt

hatte, die noch offen dalagen und um derentwillen er das Spinde geöffnet hatte.

Eben wollte er das dritte Schubfach des Spindes aufziehen, da wurde er plötzlich unterbrochen. Die Hand flog ihm zurück; sein ganzer Körper zuckte empor und sank wieder zusammen, Entsetzen ergriff ihn.

„Feuer!" rief es draußen im Gange, „Feuer! Feuer!"

Die Kammerjungfer der Dichterin rief es. Sie mußte an der Thür des Zimmers der Dichterin stehen, denn an der Thür wurde furchtbar gerissen, um sie zu öffnen. Sie öffnete sich nicht.

„Um Gotteswillen, Hülfe! Hülfe!" rief die Zofe.

Der Bankier hatte sich aufgerafft; er wollte sich noch einmal Muth einsprechen.

„Wo könnte das Feuer sein? Was schreit denn die Person?"

„Hülfe! Hülfe!" wiederholte die schreiende Stimme der Zofe. „Es brennt in dem Zimmer meiner gnädigen Frau!"

Den Bankier ergriff neues Entsetzen.

„Allmächtiger Gott! Dann dringt das Feuer auch zu mir!"

Er rannte an die Thür, die aus seinem Zimmer zu dem der Dichterin führte und sah durch das Schlüsselloch. In dem Zimmer der Dame war es hell. Der Geizhals meinte, es sei eine blendende Helle.

„Höre ich denn nichts?"

Er legte sein Ohr an das Schlüsselloch.

„Bei Gott, es knistert schon!"

Er verlor den Kopf. „Hülfe! Hülfe!" schrie auch er und rannte wahnsinnig im Zimmer umher. Er wußte nicht mehr, was er that, nicht mehr, was er thun sollte; er ergriff im Herumrennen mechanisch ein paar Goldrollen und steckte sie in die Tasche.

halb zwölf Uhr in der Nacht war der Wagen in
 Ulmen beflanzten Fahrweg neben dem Gärtchen
en Hauptmanns hineingefahren.
 nige Minuten nachher hatte ein einzelner Mann,
 Mantel gehüllt, sich an der Hecke des Gärtchens
en.
 derselben Zeit war der alte Bankier in seinem
 aus der Stadt gekommen, hatte das Gärtchen
hritten, an der Thür des Hauses geklingelt und
 den Hauswirth Einlaß erhalten. Der Hausherr
die Thür wieder verschlossen; der Wagen war zu-
ahren.
 dem nämlichen Augenblicke, als der Wagen zurück-
 trat der Mann in dem Mantel hinter der Hecke
 und schritt auf das Pförtchen des Gartens zu. In
ugenblicke, als der Hauswirth die Hausthür zuschloß,
 unter dem Geräusche des Schließens der Mann
ie Thür des Gärtchens.
r Geizhals hatte es dennoch gehört, wie man sich
rn wird.
Der alte Spitzbube hat scharfe Ohren," lachte höh-
der Mann im Mantel, und dieser Mann war der
Freiberg.
 blieb eine Weile an der Thür des Gärtchens hinter
 Obstbaum stehen, dann ging er an den Hecken ent-
und zwischen Bäumen hindurch, näher an das Haus
. Er hörte in dem Hause nichts mehr. Er umging
Nur drei Fenster des Hauses hatten noch Licht, zwei
sten Stock — es waren die des Geizhalses und der
rin — eins unten, es war das des alten Haupt-
s.
as letztere wurde bald dunkel; der Hauswirth hatte
 Bette begeben. Oben blieben beide Fenster hell.

Der Graf lachte vergnügt in sich hinein.

An dem Fenster der Dichterin erschien ein Schatten. Der Graf trat vor und klatschte leise in die Hände. Der Schatten oben machte eine zustimmende Bewegung und verschwand.

Das Fenster war an der Rückseite des Hauses. Der Graf ging um das Haus herum zu der Eingangsthür. Von innen wurde geräuschlos ein Schlüssel in das Schloß gesteckt.

„Hm," lächelte der Graf für sich, „es ist doch gut, wenn auch Damen den Hausschlüssel haben."

Der Schlüssel wurde umgedreht und die Thür so leise geöffnet, daß man es auf fünf Schritte nicht hätte hören können. In der geöffneten Thür stand die Dichterin. Der Graf flog zu ihr.

„Engel!"

Er wollte ihr einen Kuß rauben.

„Nicht hier," flüsterte sie zärtlich, „komm, komm!"

Sie hatte seine Hand genommen und zog ihn in das Haus. Die Thür lehnte sie nur an.

Sie schlichen durch die Dunkelheit über den Hausflur, die Treppe hinauf, zu dem Zimmer der Dame; es stand offen. Sie traten ein und lehnten auch hier die Thür nur an.

Dann durfte der Geliebte die Geliebte umarmen und leise mit ihr plaudern.

„Der Wagen ist da, Angelika."

„Unter dem Schatten der Ulmen?"

„Wie Du es befohlen hattest. Der Wagen wird uns dort aufnehmen."

„Brechen wir gleich auf?"

„Wenn wir sicher vor einem Ueberfall sind."

„Wer sollte uns überfallen wollen?"

„Dein Nachbar —"

„Er? Er kam vor kaum zehn Minuten nach Hause. Er wird sein Geld zählen und dann hört er nichts."

„Wird er? Laß uns horchen."

Sie horchten, vernahmen aber keinen Laut in dem Zimmer des Geizhalses.

„Er wird uns am Ende gehört haben, sagte der Graf. Aber es schadet nicht; es ist vielmehr gut. Er zählt dann aus Angst nicht und seine Angst wird ihn nicht aus dem Zimmer lassen. So sind wir sicher vor ihm. Mache Dich fertig, meine Liebe.“

Die Dame nahm ihren Shawl und Hut.

„Ringen wir, meine Liebe!“

Sie rangen miteinander. Das seidene Kleid der Dichterin rauschte an dem Mantel des Grafen.

„Rufe um Hülfe, aber nicht zu laut.“

Sie stieß einen dumpfen, unterdrückten Hülferuf aus.

„Ringen wir von Neuem.“

„Fort!“ rief dann der Graf mit lauter, hohler Stimme. Er riß die Thür auf, nahm die leichte, hagere Dame auf seinen Arm und trug sie mit starken Schritten durch den Gang. Auf der Treppe ließ er sie los. Sie gingen leise hinunter zu der angelehnten Hausthür und eilten aus dem Hause, aus dem Gärtchen über die Chaussee an der Hecke entlang, in den schmalen Ulmenweg. Der Wagen hielt dort und der Graf hob die Dichterin in denselben.

„O wie romantisch!“ rief die Dame.

„Fort!“ rief der Graf.

Der Kutscher fuhr langsam aus dem Wege auf die Chaussee. Hier hieb er auf die Pferde ein; der Wagen flog im Galopp die Chaussee hinunter.

In dem Augenblicke, da die Pferde sich in Galopp setzten, trat aus dem schützenden Dunkel eines Obstbaumes in dem Gärtchen ein Mann hervor, ging zu dem Hause, schritt leise durch die offen gelassene Hausthür über Flur und Treppe hinauf in das offen gebliebene Zimmer der Dichterin.

Hier brannte ein Licht, die Fliehenden hatten es nicht ausgelöscht. Der Schein desselben zeigte die reizende Unordnung, die die Dame hatte zurücklassen müssen. Der Mann übersah Alles schnell.

„Vortrefflich," lächelte der Diebesgenosse des Grafen Freiberg, sein Freund Brand. Er schritt ganz in das Zimmer hinein, fand noch ein paar Kerzen, die nicht angezündet waren, zündete sie an, stellte die Lichter zusammen, daß sie einen hellen Schein gaben, zog aus seiner Tasche einen Haufen trockener Hobelspähne hervor, legte sie mitten in das Zimmer und zündete den äußeren Rand des Haufens an. Er hatte sie vorsichtig so gelegt, daß ihr Feuer sich weiteren Gegenständen nicht mittheilen, einen Schaden nicht anrichten konnte, denn er war ein gewissenhafter Dieb, der kein Brandstifter sein wollte.

Als der erste der Spähne brannte, verließ er schleunig das Zimmer, schloß die Thür leise ab, legte den Schlüssel im Gange an den Boden, eilte eine Treppe höher, fand dort oben, in den Mansarden, zwei Thüren, klopfte an die Thür links, rief: „Jungfer, Jungfer, stehen Sie geschwinde auf. Laufen Sie, was Sie laufen können, Ihre Herrin ist fort und in ihrem Zimmer brennt es!"

„Gott im Himmel!" hörte er die Kammerjungfer der Dichterin rufen. „Ist es denn wahr?"

„Gewiß," rief er zurück. „Eilen Sie, eilen Sie. Die Flamme schlägt schon empor und kein Mensch kann in das Zimmer."

Er hörte die Zofe aus dem Bett springen.

Den Bodenraum verlassend, eilte er die Treppe zurück und verbarg sich in einem Winkel des Ganges, an dem die Zimmer des Bankiers und der Dichterin lagen.

Kaum fünf Sekunden nach ihm kam die Zofe die Treppe heruntergestürzt. Sie flog zu der Thür ihrer Herrin und suchte sie zu öffnen. Die Thür war verschlossen. Durch das Schlüsselloch, durch eine Ritze der Thür sah sie, daß es in dem Zimmer hell war.

„Feuer! Feuer!" rief sie.

Sie riß an der Thür. Die Thür öffnete sich nicht.

„Hülfe! Hülfe!" schrie sie.

„Hülfe! Hülfe!“ hörte sie den Bankier, den Nachbar ihrer Herrin, rufen.

„Auch bei Dem brennt es schon, das ganze Haus ist verloren!“

Der Besitzer des Hauses, der alte Hauptmann, kam von unten die Treppe heraufgestürzt. „Was giebt es hier?“

„Das ganze Haus brennt!“ rief die Zofe.

„Aber ich sehe ja nirgends Feuer; es ist ja Alles dunkel hier.“

„Dort, dort ist es hell. In dem Zimmer meiner Herrin. Und auch der alte Herr nebenan ruft schon um Hülfe.“

„Und Ihre Herrin ruft nicht?“

„Sie ist fort.“

„Fort? Wohin?“

„Ich weiß es nicht; sie ist verschwunden.“

„Und in ihrem Zimmer brennt es?“

„Die Thür ist verschlossen, aber Sie können das Feuer durch das Schlüsselloch sehen.“

Der Hauptmann wollte die Thür aufreißen, er vermochte es nicht. Er wollte durch das Schlüsselloch sehen.

„Ja, ja, es brennt bei ihr,“ rief nebenan der Bankier.

Der Hauptmann ging an dessen Thür.

„Und auch bei Ihnen brennt es?“

„Nein, nein; aber es wird kommen. Retten, helfen Sie!“

„So machen Sie Ihre Thür auf.“

„Warum? Wozu?“

„Zum Kuckuk! Damit ich in das Zimmer der Dame kann. Sie ist fort und die Gangthür ist verschlossen.“

„Stoßen Sie die Thür ein, Herr Hauptmann.“

„Stoßen Sie sie selbst ein. Meine alten Knochen reichen nicht aus.“

Man hörte den alten Bankier in seinem Zimmer umherrennen.

„Zum Teufel, Herr!“ fluchte noch einmal der Hauptmann. „Wenn Sie nicht aufmachen, so lasse ich Sie mit all Ihrem Gelde verbrennen!“

„Aber lieber Hauptmann, wozu soll ich denn aufmachen?“

„Um durch Ihr Zimmer in das der Dame zu kommen.“

„Aber sie hat ja auch die Thür hier von innen verschlossen.“

„Sie sind ein Narr. Vor Ihnen sollte sie sich abgeschlossen haben?“

„So warten Sie nur einen Augenblick.“

„Was wollen Sie denn noch?“

„Ich will nur erst mein Geld weglegen, mein Spinde verschließen —“

„Und dabei verbrennen? Herr, in des Drei Teufels Namen, öffnen Sie! Das ganze Haus muß ja niederbrennen, wenn wir nicht im nächsten Augenblick Herr des Feuers werden!“

Der Bankier rannte wieder im Zimmer umher; er hatte wohl völlig den Kopf verloren.

„Vor wem fürchten Sie sich denn, alter Narr?“ rief der Hauptmann. „Ich bin ja allein mit der Zofe.“

Noch einmal hörte man den Alten in dem Zimmer umherrennen; dann riß er plötzlich die Thür auf. Leichenblaß stand er da, das Gesicht verzerrt, am ganzen Körper bebend.

Der Hauptmann drang in das Zimmer, die Kammerjungfer folgte ihm. Sie stürzten zu der Thür des Zimmers der Dame. Der Hauptmann schob den Riegel zurück, der die Thür verschloß; sie flog auf. Beide stürzten in das Zimmer.

„Wahrhaftig, hier brennt es!“

„Und meine gnädige Frau ist wirklich fort!“

„Und Ihre gnädige Frau ist verrückt geworden. Das kommt von dem Versemachen und Romanschreiben.“

„Gott sei mir gnädig! Was mag passirt sein?“ kam auch der alte Geizhals in das Zimmer gestürzt. „Es brennt wahrhaftig?“

„Können Sie nicht sehen?“

Es brannte in dem Zimmer der Dame. Die Hobel-

spähne hatten zwar ausgebrannt, aber das Feuer hatte den Fußboden des Zimmers ergriffen, trotz der Gewissenhaftigkeit des Diebes, die Dielen schwälten und das Feuer konnte allerdings weiter um sich greifen.

„Wasser, Wasser!" rief der Hauptmann.

„Hier, hier," rief der Bankier.

Auf dem Nachttische der Dame standen Wasserkaraffe und Wassergläser.

Der Hauptmann, der Bankier, die Zofe, Alle griffen zu. Sie gossen das Wasser über das Feuer, sie traten mit den Füßen auf die schwälenden Dielen; das Feuer erlosch.

„Herr des Himmels!" schrie auf einmal der alte Bankier auf.

„Was haben Sie denn nun noch, Herr Götze?"

„Da lief Jemand aus meinem Zimmer."

„Sie sind ein Narr. Wer sollte da laufen?"

Der Bankier war schon in sein Zimmer gestürzt. „Ich bin verloren! Ich bin bestohlen, beraubt! Ich sterbe." Er sank am Boden nieder. Der Hauptmann und die Zofe waren ihm gefolgt. Sie fanden ihn ohne Bewegung und ganz bewußtlos.

Bestohlen war er. Das Spinde stand offen, die Thür stand offen. In dem Spinde waren alle Schubfächer aufgezogen, und sie alle waren leer; in ein paar Ecken lagen vielleicht noch zwei oder drei Goldrollen.

„Wer kann der Dieb sein?" rief der Hauptmann.

Er eilte aus dem Zimmer, die Treppe hinunter. Die Hausthür stand offen. Aber er sah und hörte keinen Menschen. Er fand keine andere Spur, daß Jemand dagewesen sei, als eben die geöffnete Hausthür.

Der Diebstahl, ein ebenso bedeutender wie frecher und verwegener, war sicher; auf den Dieb rieth man vergebens.

Epiloge zu den Abenteuern im Bade.

Die Brunnenallee begann lebendig zu werden. Die Badegäste tranken ihren Brunnen; dabei mußten sie promeniren. Sie gingen langweilig an einander vorüber und sahen sich langweilig nach. Es war noch früher Morgen, da hatte wohl Mancher noch nicht ausgeschlafen, der Brunnen schmeckte bitter, die Promenade war eine gezwungene; da traten Mißmuth und Aerger ein, daß man doch eine im Grunde recht einfältige Mode mitmache.

Einzelne Gäste waren hastig angekommen, mit wichtigen, geheimnißvollen Gesichtern. Sie eilten auf Bekannte zu, riefen Bekannte heran, erzählten; es bildeten sich Gruppen.

„Haben Sie schon die Neuigkeit gehört?"

„Welche?"

„Wie, noch nicht? Und die ganze Polizei ist schon seit Mitternacht auf den Beinen!"

„Aber was giebt es denn?"

„Der alte Lamblet ist heute Nacht bestohlen. Man hat ihm Alles geraubt, an funfzigtausend Thaler, wohl noch mehr."

„Geraubt? Ein Raub ist verübt?"

„So vermuthet man."

„Wie, man weiß es nicht? Lebt der Alte nicht mehr?"

„Er lebt, aber —"

„Oh, er ist wohl über den Schreck und den Verlust wahnsinnig geworden? Es läßt sich denken."

„Er ist auch nicht wahnsinnig geworden."

„Nun, und doch weiß man nichts?"

„Er will nichts sagen. Die Polizeibeamten stellen vergebens Fragen an ihn."

„Das ist ja sonderbar."

„Man weiß nur, daß ihm um Mitternacht sein diebesfestes Spinde rein ausgeleert ist."

der Herr Baron es so befohlen und daß der Herr Baron die sämmtlichen anwesenden Herren bitten lasse, ihn morgen, wenn es ihnen Vergnügen mache, mit ihrem Besuche zu beehren, für heute Abend aber sein Haus zu verlassen. Die Dame wüthete, etwas Aehnliches war ihr wohl in ihrem Leben noch nicht vorgekommen. Aber die Herren fanden es gerathen, der Bitte des Barons nachzukommen, sie gingen. Die Baronin wüthete noch mehr; sie schwor ihrem Manne, lebendig werde er sie von hier nicht fortbringen, und ehe sie eine Leiche sei, werde sie ihn vergiften. Jetzt lachte er. Er verließ nochmals das Haus. Es war schon später Abend, als er zurückkam; er hatte Jemanden bei sich, der tief in einen Mantel gehüllt war. Die Dame hatte sich in ihrem Zimmer eingeschlossen. Er verlangte Einlaß von ihr; sie wies ihn zurück. Er bat, er drohete mit Gewalt; sie schwor, er solle nicht zu ihr hereinkommen. Da sprach der Fremde, von dessen Anwesenheit er noch nichts gesagt hatte, ein paar Worte durch die Thür. Die Worte hatte der Hauswirth nicht verstanden, die Stimme war ihm eine fremde. Die Baronin Wildenfels mußte die Stimme kennen, die Worte verstanden haben, sie öffnete augenblicklich die Thür und ließ ihren Mann und den Fremden herein. Was nun drinnen passirt ist, das mag Gott wissen. Der Wirth hatte nichts hören können, sie hatten heimlich und lange miteinander gesprochen. Gegen eilf war der Fremde gegangen. Die Baronin hatte von da an auch ihrer Seits nicht eilig genug packen können. Um halb zwölf in der Nacht fuhren Herr und Frau Baron mit Sack und Pack von dannen.

„Nicht wahr, meine Herren," schloß der Erzählende seine Mittheilung, „Sie werden zugeben, daß das eine Abreise unter mysteriösen Umständen ist?"

„Freilich, allerdings."

Der Herr von Hasselberg war herbeigekommen. Er hatte mit seinem feinen und klugen Gesichte der Erzählung zugehört. Er schien mehr wissen zu müssen.

„Der Hauswirth,“ fragte er den Erzähler, „hat den Fremden nicht gekannt, den der Baron mitbrachte?“

„Der Fremde war ihm völlig unbekannt gewesen.“

„Er hat auch die Gesichtszüge, die Gestalt nicht unterscheiden können?“

„Er hat nur einen Mann in einem Mantel gesehen.“

„Und man hat keine Ahnung, wer der Fremde könne gewesen sein?“

„Nicht die mindeste.“

Herr von Hasselberg hatte wohl noch weitere Fragen; aber er konnte sie nicht stellen. Wieder kam Jemand mit neuen Nachrichten.

„Wissen Sie, wer heute Nacht plötzlich verschwunden ist?“

Man wollte mitleidig lächeln.

„Sie wollen wohl alte Geschichten erzählen, von den Schätzen des Herrn Lamblet, von der blonden Dichterin und von dem Baron und der Baronin Wildenfels?“

„Pah! Von der bleichen Frau von Sternberg haben Sie also noch nichts gehört?“

„Auch von der? Was ist es mit ihr?“

„Auch sie ist seit heute Nacht plötzlich fort.“

„Verschwunden?“

„Wenn Sie so wollen. Das heißt: man weiß nur, daß sie heute früh auf einmal nicht mehr da war, und gestern Abend war sie noch da, und warum sie fort ist und wohin, darüber vermag Keiner etwas zu sagen.“

„Das ist ja ein sonderbares Zusammentreffen sonderbarer Geschichten.“

„Sagen Sie: sonderbarer Verschwindungen.“

„Ist die Dame allein verschwunden?“

„Eben nein! Und das ist neben jenem Zusammentreffen das Auffallendste: Mit ihr ist der Herr von Adlerhorst fort.“

„Der glückliche blasse Spieler?“

„Der gestern noch den Armen seinen ganzen Gewinn schenkte?“

„An zwanzigtausend Thaler?“

„Es waren über zwanzigtausend. Der Geheime Finanzrath aus Berlin hatte sie gezählt.“

„Streiten Sie nicht, meine Herren. Es war derselbe, der reiche Herr von Adlerhorst aus Mecklenburg.“

„Ah, ah, er war wohl der alte Anbeter der Frau von Sternberg? Oder war er gar schon ihr Verlobter gewesen? Sie kennen ja die Geschichte, Herr von Hasselberg!“

„Sie irren sich, mein Herr.“

„Aber es war ja ordentlich romantisch anzusehen, wie er sie plötzlich gestern an der Bank wiedersah; wie er auffuhr; wie er Gold und Alles von sich warf; wie er schwur, nie wieder eine Karte anzurühren; wie er ihr nachstürzte.“

„Und ich versichere Sie dennoch, daß der Herr von Adlerhorst und die Frau von Sternberg sich gestern an der Bank zum ersten Male in ihrem Leben sahen.“

„Aber wie wäre das möglich? Sie hören ja, daß er heute Nacht mit ihr verschwunden ist. Man verschwindet nicht Knall und Fall mit einer Dame, die man zum ersten Male sieht.“

„Hm! Aber erzählen Sie Näheres über das Verschwinden der Beiden.“

„Was ist da Näheres zu erzählen? Man weiß eben nichts Näheres. Gegen Mitternacht hat ihr Vater, der alte Herr von Senden, seine Rechnung gefordert, Extrapost bestellt und eine Viertelstunde darauf waren sie fort.“

„Also der Vater mit?“

„Wie Sie hören.“

„Das verändert die Sache.“

„Als gestern Morgen Vater und Tochter den Spielsaal verließen, war der Baron Adlerhorst ihnen gefolgt, seitdem war er fast nicht aus ihrer Nähe gewichen und war in denselben Gasthof gezogen, in dem sie logirten. Er hatte sich dort ein Zimmer geben lassen, das dem der Frau von Sternberg gegenüber lag; an der Tafel hatte er einen Platz neben ihr gesucht. Am Abend hat er der Wittwe ein Billet geschrieben; sie hat ihm geantwortet.

Eine Viertelstunde darauf hat man ihn in ihr Zimmer gehen sehen. Er ist beinahe eine Stunde lang dort geblieben. Darauf haben der alte Senden und er zu gleicher Zeit von dem Wirth ihre Rechnungen gefordert, und zu gleicher Zeit Extrapost bestellt, und die beiden Wagen sind in der nämlichen Minute und in derselben Richtung abgefahren. Sie werden zugeben, daß man da an ein Einverständniß glauben muß."

„Es scheint so."

„Und es ist auffallend —"

„Meine Herren, wissen Sie das Allerneueste?" war wieder hastig ein Wichtiger und Geheimnißvoller herbeigekommen.

„Und Ihr Allerneuestes wäre?"

„Der Graf Freiberg ist fort."

„Seit wann?"

„Seit Mitternacht."

„Ist denn die ganze Welt seit Mitternacht fort?"

„Wir sind ja noch hier."

„Und, meine Herren, er ist mit der blonden Dichterin fort. Er hat sie entführt."

„Pah, Sie erzählen Märchen und Räubergeschichten!"

„Von wem haben Sie sich das aufbinden lassen?"

„Aber ich versichere es Ihnen — ich schwöre es Ihnen!"

„Der Graf Freiberg, der frische junge Lebemann, und die alte vertrocknete Person, die noch dazu Romane schreibt?"

„Trotz alledem!"

„Märchen, Räubergeschichten!"

Die ganze Gesellschaft war durch die allerneueste Nachricht aufgeregt. Sie ließen den, der sie gebracht hatte, nicht einmal zum Erzählen kommen.

Nur Einer war auch diesmal ruhig geblieben, wie er immer gewesen war; er wurde nur zugleich nachdenklicher und auf einmal durchzog das feine, kluge Gesicht ein heller Lichtstrahl, als wenn es ihm plötzlich in seinem Innern sehr hell und klar geworden sei. Dann wurde der Herr von Hasselberg unruhig und die unruhigen Augen schweif-

ten umher und entdeckten etwas, dem auch alsbald die Schritte des Herrn von Hasselberg sich zulenkten, ohne daß er der Erzählung über die Entführung der blonden Dichterin weitere Aufmerksamkeit schenkte.

Es war der alte, geizige, in der vergangenen Nacht bestohlene oder gar beraubte Bankier, den er hinten in der Allee entdeckt hatte. Von ihm konnte er freilich die genauesten und zuverlässigsten Nachrichten erwarten, über das Verschwinden der Dichterin und über manches Andere.

Der Herr Lamblet war auch von Anderen gesehen und wer ihn sah, war auf ihn zugestürzt, um ihm seine Theilnahme zu beweisen oder unter dem Vorwande der Theilnahme Fragen der Neugierde an ihn zu richten. Allein — „Ich danke Ihnen, meine Herren! — Ich weiß von nichts, meine Herren! — Es thut mir leid, Ihre Neugierde nicht befriedigen zu können!" — das waren die einzigen Antworten, die von dem alten Manne zu erhalten waren, und er gab sie widerwillig und knurrig genug. Da sah er den Herrn von Hasselberg, der auf ihn zueilte, er antwortete gar nicht mehr, und ein paar Augenblicke nachher waren die Beiden allein beisammen.

Die Anderen schüttelten die Köpfe und sahen sich befremdet, gar verdutzt an.

„Warum mag der Alte so verschlossen und verstockt sein?"

„Auch der Polizei hat er nichts sagen wollen, das muß seine ganz besondere Bewandtniß haben."

„Und was hat er mit diesem Herrn von Hasselberg?"

„Gott weiß es."

„Und wer ist dieser Herr von Hasselberg?"

„Auch das mag Gott wissen." —

Herr von Hasselberg und der Herr Lamblet waren auf die Seite gegangen, fern von allen Spaziergängern der Allee. Man konnte sie nicht hören, man konnte sie nicht beobachten; man sah nur, daß sie eifrig mit einander sprachen; freilich so eifrig, wie ein alter Geizhalz und ein feines, kluges Gesicht mit einander sprechen können.

Sie sprachen Folgendes miteinander.

„Hm, Sie sind heute Nacht bestohlen, Herr Lamblet?"

„Hätten Sie davon gehört?"

„Oder gar beraubt?"

„Sie müssen ja den Unterschied zwischen Diebstahl und Raub kennen."

„Ist Ihnen viel gestohlen?"

„Wollen Sie es mir zurückverschaffen?"

„Sie fragen nur, ob ich will? Sie setzen also voraus, daß ich es kann!"

„Hm!"

„Aber zum Können und Wollen gehört vor Allem Kenntniß, genaue Kenntniß, und ich höre, Sie wollen der Polizei nichts mittheilen!"

„Der hiesigen!"

„Also mir?"

„Es käme darauf an."

„Aber zuvörderst, Herr Lamblet, warum der hiesigen nicht?"

„Mein Herr von Hasselberg, Sie scheinen mir noch wenige Erfahrung im Leben gemacht zu haben!"

„Das Compliment habe ich wenigstens noch nie gehört."

„Sie wissen nicht einmal, daß die Polizei in den Bädern nur Polizei für die Bäder macht. Nutzt es dem Bade hier, daß ich mein Geld wiederbekomme oder daß auch nur der Dieb meines Geldes entdeckt werde, so wird er entdeckt und ich erhalte mein Geld zurück. Nutzt es diesem Bade nicht, so zuckt man die Achseln und es ist kein Dieb und kein Geld zu finden und ich bleibe der bestohlene Narr. Haben Sie mich verstanden?"

„Sie haben deutlich gesprochen, Herr Lamblet. Nun, was hätten Sie denn mir zu sagen?"

„Wenig, weil ich selbst nur wenig weiß."

„Heraus mit dem Wenigen. Aber zuvor noch etwas! Sie haben mir ein schlechtes Compliment gemacht; empfangen Sie von mir ein gutes dafür. Sie haben viel Geld verloren, aber Ihren guten Humor behalten."

„Hm, Herr von Hasselberg, das nennen Sie ein gutes Compliment?“

„Warum gefiele es Ihnen nicht?“

„Herr, das heißt mit anderen Worten: Alter Geizhals, deine Seele hängt doch nicht ganz und gar an dem Mammon!“

„Es bliebe immer ein Compliment für Sie.“

„Wer weiß? Uebrigens bin ich über Nacht kein Bettler geworden. Und nun zur Sache. Wie ich bestohlen oder beraubt bin? Durch meine eigene Narrheit; durch meinen schnöden Geiz. Hören Sie mir zu. Der schlimmste aller Teufel ist der Geiz. Man sieht klar, wie der Gesell Einen faßt; man fühlt seine Krallen im Fleische; man erkennt, daß er Einen vernichten, vertilgen, mit Haut und Haar auffressen wird — und doch kann man sich seiner nicht erwehren, man muß vielmehr, und nicht einmal widerwillig, nein, mit dem klarsten, bewußten Willen, sich ihm in die Arme werfen, sich von ihm umklammern lassen, selbst ihn umklammern, sich von ihm vernichten, vertilgen lassen. Sehen Sie, Freund, solch' ein alter, einfältiger, verrückter, toller, klarer, bewußter Geizhalz bin ich, und in solcher Verrücktheit und Klarheit habe ich mir heute Nacht ein Vermögen stehlen lassen. Da mußte ich gestern noch am späten Abend mein Geld zählen, an dem verfluchten blanken Mammon meine Augen weiden, an seinem verdammten lockenden Klange meine Ohren ergötzen. Ich kam anfangs nicht dazu; es war wohl mein besserer Genius, der mir beistehen, vor dem Unglück mich bewahren wollte. Aber der Satan behielt die Oberhand. Und so wie er sie hatte, kam denn auch schon das Unglück.“ —

Er erzählte ihm die ganze Geschichte des nächtlichen Einbruchs.

„Zunächst glauben Sie an eine wirkliche gewaltsame Entführung der Dichterin?“

„Teufel, Sie glauben doch wohl nicht, die Person habe mit den Dieben unter einer Decke gesteckt?“

„Gott bewahre mich! Sie macht Novellen und verliebt

sich, aber sie stiehlt höchstens fremde Gedanken. Sie glauben also an ihre Entführung?"

„Ich glaube an gar nichts."

„Erkannten Sie die hohle Mannesstimme, die „fort" rief?"

„Sie war mir fremd."

„Ist der Graf Freiberg jemals in Ihrem Zimmer gewesen?"

„Was wollen Sie mit dem Grafen Freiberg?"

„Beantworten Sie meine Frage."

„Er war nie bei mir."

„Aber bei der Dichterin?"

„Bei ihr war er manchmal."

„Welche nähere Bekannte hat der Graf Freiberg?"

„Aber Freund, was wollen Sie mit dem Grafen Freiberg?"

„Antworten Sie mir."

„Ich kümmere mich um seine Bekanntschaften nicht. Ich habe ihn nur mit den Herren der Allee und des Spielhauses gesehen."

„Weiter weiß auch ich leider nichts und hier stehen wir daher vor einem Geheimniß."

„Das auf den Diebstahl gegen mich Bezug hat?"

„Herr Lamblet, wissen Sie, wer die Frau von Dürrfeld entführt hat?"

„Nun?"

„Der Graf Freiberg."

„Was, was? Sind Sie verrückt? Woher wissen Sie das?"

„Ich müßte nichts von dem Handwerke der Polizei verstehen, wenn ich das nicht wüßte."

„Also es ist wahr?"

„Es ist so gewiß wahr, als wir Beide jetzt miteinander sprechen."

„Dann hat der Kerl, der Schurke, der infame Spitzbube mich bestohlen! Dann war er es, der in mein Zim-

mer drang, in der Sekunde, als ich Narr, ich Esel, das Feuer löschen wollte.“

Der alte Geizhals war plötzlich in eine große Wuth gerathen. Herr von Hasselberg blieb desto ruhiger.

„Darin irren Sie sich, Herr Lamblet. Der Graf Freiberg ist nicht in Ihrem Zimmer gewesen. Er saß in dem Augenblicke, da Ihr Spinde von seinen Schätzen geleert wurde, schon mit der schönen Dichterin im Wagen und kutschirte auf der Chaussee dahin.“

„Woher wissen Sie das, Herr?“

„Ich weiß es.“

„Wer hat mich denn bestohlen?“

„Das ist eben das Geheimniß, vor dem wir stehen.“

„Aber ich begreife nicht —“

„Ich will Ihnen begreiflich machen. Der Graf Freiberg ist ein großer Abenteurer, nicht wahr?“

Der Alte nickte mit dem Kopfe.

„Und Schwindler, Betrüger, Industrieritter, wahrscheinlich irgendwo Kellner gewesen, oder aus Zuchthäusern entsprungen, wie man solche Subjecte zu Dutzenden in den Bädern findet. — Nicht wahr, Herr Lamblet?“

„Nein,“ sagte der Alte bestimmt.

„Nein, Herr Lamblet?“

„Herr Polizeirath, Sie wollten mir den Diebstahl begreiflich machen.“

„Aber, zum Teufel, Herr Lamblet, wie kann ich das, wenn Sie mit dem Diebe hinter dem Berge halten?“

„Beweisen Sie mir, daß er der Dieb ist.“

„Dann wollen Sie mir Auskunft über ihn geben?“

„Liefern Sie mir erst den Beweis.“

„So hören Sie. Der Graf Freiberg kennt Ihre Lebensweise, Ihre Gewohnheiten, auch jene des Geldzählens. Darauf hat er den Plan des Diebstahls gegen Sie gebaut. Er machte Ihrer Nachbarin den Hof. Was hätte sonst den schönen, jungen Lebemann zu der alten, verwelkten, verrückten Person hingezogen?“

Der Geizhals nickte.

Der Herr von Hasselberg — der Bankier hatte ihn Polizeirath genannt — fuhr fort.

„Er machte ihr den Hof, um mit der Närrin die Komödie des Entführens zu spielen. Die Entführung brachte ihm Ihr Geld ein, im Bunde mit Ihrem Geiz und mit Ihrer Furcht und Angst des Geizes. Und zwar einfach so: Durch den Schrei der Dame, durch seine hohle Stimme sahen Sie sich nur noch von Dieben und Räubern umgeben, waren Sie taub und blind für alles Andere. So hatte sein Helfershelfer leichte Arbeit. Das Zimmer der Entführten mußte offen bleiben. In das offene Zimmer schlich sich der Genosse, legte ein kleines, unschädliches Feuerchen an, schloß das Zimmer zu, weckte die Zofe, jagte sie in Angst; sie jagte wieder Ihren Hauswirth in Angst; Beide Sie. Alle drangen sie darauf durch Ihr Zimmer in das der Dame. In demselben Augenblicke drang der Genosse des Herrn Grafen in Ihr Zimmer, an Ihr Spinde, war fertig, als Sie zu spät zurückkamen, eilte mit seinem Raube dem Herrn Grafen nach und theilte mit ihm; denn Spitzbuben untereinander sind ehrlich, und der Graf hatte den Vortheil, daß alle Welt von ihm sagen muß: er war ja zur Zeit des Diebstahls ganz anderswo, ruhte gar süß an dem Herzen des Liebchens! — Haben Sie Zweifel, Herr Lamblet?“

„Hol' ihn der Teufel, den Schuft, den Spitzbuben, den infamen Hallunken!“ wüthete der alte Geizhals.

„Dadurch kommen Sie nicht wieder zu Ihrem Gelde, Herr Lamblet.“

„Werde ich überhaupt dazu kommen?“

„Wir wollen sehen. Wer ist der Graf Freiberg?“

Der Alte war auf einmal still geworden. Er antwortete nicht, er sah vor sich nieder.

„Nun, wer ist der Graf Freiberg?“ wiederholte der Andere.

Der Alte schwieg.

„Zum Teufel,“ rief der Polizeirath, „so beantworten

Sie mir eine andere Frage! Wer ist der Mörder des Freiherrn von Sternberg?"

Der Herr Lamblet sah den Herrn von Hasselberg groß an.

„Der Mörder des Herrn von Sternberg auf Weinfelden? Des Gemahls der schönen blassen Wittwe, die gestern mit ihrem Vater, dem alten Lump, im Spielsaale war?"

„Nun ja."

„Dessen Mörder soll der Graf Freiberg sein?"

„Er ist es nicht?"

„Nein, mein Herr Polizeirath."

„Sie kennen also den rechten Mörder?"

„Hm!"

„So nennen Sie ihn mir."

„Aber habe ich Ihnen denn gesagt, daß ich ihn kenne?"

„Sie haben mir gesagt, daß der Graf Freiberg es nicht sei."

„Folgt daraus, daß ich weiß, wer es sei?"

„Herr Lamblet, spielen wir nicht auch Komödie. Sie wissen von dem Morde des Herrn von Sternberg."

„Herr Polizeirath, Sie wollten mir zu meinem Gelde wieder verhelfen."

„Ja, Herr Lamblet, aber unter einer Bedingung. Ich muß von Ihnen Alles erfahren, was Sie über den Mord des Herrn von Sternberg wissen; nur dann helfe ich Ihnen zu Ihrem Gelde. Nur dann! Sie selbst sagen, daß Sie ein alter Geizhals seien, den der Teufel des Geizes ganz und gar in seinen Krallen habe. Lassen Sie sehen. Ich gebe Ihnen Zeit. Gehen wir eine Weile auf und ab spazieren; besinnen Sie sich unterdeß. Aber eine andere Wahl bleibt Ihnen nicht."

Der Herr Lamblet antwortete nicht, widersprach aber auch nicht. Sie gingen Beide schweigend nebeneinander auf und ab spazieren. Das dauerte eine Viertelstunde. —

„Herr Polizeirath," fragte dann der Bankier, „ich soll Ihnen Alles sagen, was ich von dem Morde weiß?"

„Alles oder nichts, Herr Lamblet."

„Auch den ersten Anfang der Geschichte? Die ursprüngliche Veranlassung?"

„Sie wäre möglicherweise gerade das Wichtigste für mich."

„Wohlan!"

Abenteuer im Waldkruge.

Der Bankier erzählte.

„Die Geschichte fing an vor ungefähr gerade einem Jahre, eigentlich hier im Bade. Der alte Herr von Senden war vor einem Jahre hier, spielte an der Bank. Ich kenne ihn schon seit einer Reihe von Sommern, fast so lange als ich hierher komme; ich weiß nicht, wer von uns Beiden der Erste hier war."

„Beide an der Bank, Herr Lamblet?"

„Beide, Freund Polizeirath, nur mit dem Unterschiede, daß ich Theilhaber und er Pointeur an der Bank war."

„Und daß Sie also gewannen und er verlor?"

„Er spielte mit Unglück, es ist wahr. Er wurde auch wohl durch das Spiel zum Bettler. In den ersten Jahren, da er hier war — ich erinnere mich noch wohl — galt er noch für einen reichen Edelmann, ein wohlhabender war er gewiß noch. Von Jahr zu Jahr war er mehr heruntergekommen. Im vorigen Jahre wurde er zum Bettler. Und das kam so. Er spielte toller und toller und wollte Alles wiedergewinnen, was er in seinem Leben verloren hatte, oder den Rest von dem, was er noch hatte, dazu verlieren. Es ist der Wahnsinn der Verzweiflung aller Menschen, die fühlen, daß sie ruinirt sind. Er verlor noch mehr, als er hatte, als er sein Eigenthum nennen konnte.

Er war allein, ohne seine Familie angekommen, wie

auch in früheren Jahren. Diesmal sollte er nicht allein bleiben. Seine älteste Tochter war seit Kurzem mit einem Offizier verlobt. Kameraden des Verlobten waren im Bade; sie hatten an ihn von seinem künftigen Schwiegervater geschrieben. Auf einmal erschien er mit seiner Braut und seiner künftigen Schwiegermutter hier; ihre Gegenwart sollte den Alten vom Rennen in sein volles Verderben zurückhalten. Besonders auf die Tochter hatte man gerechnet.

Herr, Sie wissen, wie ich mich dem nichtswürdigsten aller Teufel verschrieben habe, die in der Hölle und auf der Erde sind. Aber ich habe dadurch das Vermögen nicht verloren, einen Engel zu erkennen, und wenn ich jemals in meinem Leben einen Engel gesehen habe, so war es diese Anna von Senden, die Tochter des alten, ruinirten Spielers. Sie haben sie gestern gesehen, aber Sie haben sie kaum als den Schatten von dem gesehen, was sie im vorigen Jahre war. Damals hatte noch kein Gram, kein Entsetzen, kein Tod, kein — Gott im Himmel weiß, was sonst noch, an ihrem engelreinen Herzen genagt, an ihrer wunderbaren, frischen und fröhlichen Schönheit gefressen. Und mit welchem Zauber umfing und belebte sie Alles, was in ihre Nähe kam, was ihr nur einmal in die blauen Engelsaugen geblickt hatte! Es war der Zauber der reinsten Unschuld, der frommsten und erhabensten Milde. Sie sahen gestern noch eine Nachwirkung, nur eine schwache Nachwirkung dieses Zaubers. Der junge Mensch wurde nur zugleich närrisch dabei — sein Geld so den Armen hinzuwerfen, zumal den Armen eines Badeortes, geborenem Spitzbubengesindel! Im vorigen Jahre, Herr, konnte sie auf eine ziemliche Zeit sogar aus mir den Teufel austreiben, und sie hätte die Bank und das Bad ruinirt, wenn nicht der liebe Gott — er regiert doch die Welt, ohne seinen Willen fällt kein Haar von unserem Haupte — unterdeß für allerhand andere Teufel und Teufeleien gesorgt hätte, an welche selbst fromme Hauptpastöre nicht denken.

Nur über einen einzigen Menschen hier hatte sie damals keine Gewalt, und dieser einzige Mensch war ihr Vater. Sie hatten ihn vom Spiel zurückhalten wollen, Frau, Tochter, Schwiegersohn in Zukunft. Der Schwiegersohn vermochte gar nichts über ihn; die Frau womöglich noch weniger als gar nichts — ja, das Verhältniß der Beiden war danach —; die Tochter — ach, Herr von Hasselberg, Sie hätten sie doch damals sehen sollen, wie sie einem Engel gleich den Alten umschwebte, immer mild, immer freundlich, immer nur die liebende, die sorgsame, gehorsame, bittende, flehende Tochter. Es half nichts; aus ihm konnte sie den Teufel nicht herausbannen. Sie hatte ihn nur noch mehr hineingetrieben. Der Alte spielte toller, wahnsinniger als vorher.

Zum ersten und zum letzten Male war im vorigen Jahre ein wilder, wüster, roher Mensch hier im Bade und an der Bank, der Freiherr von Sternberg. Er habe sich seither auf weiten Reisen umhergetrieben, wurde von ihm gesagt, in der jungen Welt, bei allen möglichen wilden und zahmen Völkern. Es mußte wohl so sein, und wenn es so war, so hatte er seine Reisen mit Nutzen gemacht. Er hatte sich wenigstens alle Untugenden wilder und nicht wilder, und darum vielleicht noch wilderer Völker angeeignet. Mit Dem und dem alten Senden und der schönen und frommen Verlobten trug sich nun Folgendes zu.

Vor der Ankunft der Tochter hatte er von dem Vater keine Notiz genommen. Er war ein sehr reicher Mann. Von dem alten Senden wußte schon Jedermann, daß er aus dem letzten Loche pfeife, daß er nur noch mit fremdem Gelde spiele. Wie konnte er auf den Menschen achten? Da kam die Tochter. Der Baron Sternberg sah sie, sah sie in ihrer engelgleichen, himmlischen Schönheit. Sie machte anfangs den Eindruck auf ihn, den der Engel auf den Teufel nur machen kann. Er wurde wüthend, rasend, allerdings aus Liebe zu ihr. Seine Leidenschaft flammte um so wilder, je mehr das weiche und milde Wesen sich

von dem rohen Menschen mußte abgestoßen fühlen und je herzlicher und inniger sie schon liebte. — Herr Polizeirath, Sie hätten auch diese Liebe des reinen Mädchens zu ihrem Verlobten sehen sollen, und es muß wahr sein, der Hauptmann von Felsberg war ein prächtiger, braver Mann, der sie verdiente. Die wilde, unbändige Leidenschaft des Baron Sternberg mußte diese Liebe trennen, mußte selbst die Reine besitzen, wenn auch nur, um sie zu verderben. Das Mädchen sah ihn nur mit Abscheu an. Da wurde der Vater Alles für ihn. Er holte den Alten zum Spiele ab, er begleitete ihn vom Spiele wieder nach Hause. Hatte der Alte sein Geld verspielt, er schoß ihm neues vor. Das dauerte nur kurze Zeit, vielleicht kaum acht Tage. Er hatte sein Ziel erreicht. Die Wuth des Spiels war in dem Alten eine unwiderstehliche geworden; die Geldvorschüsse, die er von dem Baron Sternberg erhielt, die ihm dieser anbot, aufdrängte, hatten sie so angefacht. Auf einmal verweigerte der Herr von Sternberg weitere Vorschüsse.

„Jedoch unter einer Bedingung, mein lieber Senden, können Sie noch Geld von mir bekommen."

„Und diese Bedingung wäre?"

„Wenn Sie sie eingehen, bekommen Sie so viel von mir, wie Sie wollen."

„Aber die Bedingung?"

„He, alter Bursch, ich muß Ihre Tochter haben."

„Herr!"

„Was giebt's?"

„Meine Tochter —?"

„Nun ja. Die schöne reizende Anna!"

„Sie wollen mein Schwiegersohn werden?"

„Wenn es nicht anders sein kann —"

„Aber sie ist verlobt."

„Schicken Sie den Verlobten zum Teufel."

„Und Sie wollen wirklich mein Schwiegersohn werden?"

„Wollen Sie noch Geld von mir?"

Der alte Schuft gab dem jungen Schurken die Hand;

der Bund war fertig, das Mädchen war verkauft. Von dem Jammer, von den Thränen, von allem Herzeleid, das nun folgte — pah, ich bin kein altes Weib, und Sie sind kein sentimentaler Romanheld, warum sollte ich Ihnen davon erzählen? Der Hauptmann von Felsberg wurde zum Teufel geschickt. Ich weiß wenigstens nicht, wohin er gekommen ist, ich habe nichts mehr von ihm gehört. Das Mädchen wurde die Braut des Baron Sternberg. Sie wurde nebenbei bleich wie der Schnee im Winter oder wie die Blüthen im Frühling, und verwelkte, wie auch die Blüthen des Frühlings verwelken. Der Baron Sternberg wurde desto lustiger und wilder, denn das Mädchen war nun sein und sie zu verderben, dazu kam er ja auch wohl noch. Der Alte spielte jetzt Tag und Nacht an der Bank und anderswo mit Lumpen, bis die Saison zu Ende war. Und bald darauf war die Hochzeit, und in der zweiten Nacht nach der Hochzeit war der Baron Sternberg ermordet, und seine schöne Frau — daß sie Wittwe war, ist gewiß."

Der alte Bankier machte eine Pause. Der Polizeirath sah ihn forschend an.

„Und was wäre ungewiß, Herr Lamblet?"

„Hören Sie mir weiter zu," fuhr der Bankier fort. „Die Hochzeit war im Anfang Oktober. In den ersten Tagen des Oktobers hatte ich eine Geschäftsreise angetreten. Ich reiste mit Extrapost. Ich hatte viel Geld bei mir und fuhr deshalb nur bei Tage, um des Nachts in größeren Städten und soliden Hotels sicheres Nachtquartier zu finden. In einer Nacht gelang mir das nicht, denn mein Weg führte mich durch eine große Haide. Es waren zwei Poststationen darin, an denen die Pferde gewechselt werden mußten. Erst dann kam man zu einer Stadt. Ich hätte die Stadt noch gut bei Tage erreichen können, wenn die Postillone ordentlich fuhren, und die Postillone wären ordentlich gefahren, wenn ich ihnen ein paar Groschen mehr als das gesetzliche Trinkgeld gegeben hätte. Aber der Geiz ist die Wurzel alles Uebels. Ich zahlte,

was ich zahlen mußte, keinen Kreuzer mehr. Die Burschen fuhren, als wenn sie Schnecken vor dem Wagen hätten; die grauen, endlosen Flächen wollten in Wahrheit kein Ende nehmen. Wenn ich schnelleres Fahren verlangte, kroch der Wagen um so langsamer, wenn ich schimpfte, wurde ich ausgelacht. So war es dunkel geworden, als wir zuletzt das Ende der Haide erreichten. Wir waren vor einem Walde, der sich weit nach allen Seiten ausdehnte.

„Wie lange fahren wir in dem Walde?" fragte ich den Postillon.

„Wenn es gut geht, zwei Stunden."

„Und jetzt haben wir bald sieben Uhr, vor neun kämen wir also nicht heraus?"

„So ist es."

„Ist ein Wirthshaus im Walde?"

„So ungefähr in der Mitte."

„Wir könnten es also um acht Uhr erreicht haben?"

„Wenn Alles gut geht, ja," sagte der Bursch.

Er hatte mir eine große Angst eingeflößt, denn ich hatte das viele Geld bei mir und war ganz allein. Da überlegte ich, ob ich nicht umkehren solle. Allein dann mußte ich mitten in der Haide Nachtquartier machen, zwar auf einer Poststation, in einer Posthalterei; aber sie lag so ganz allein da, ich hatte weit und breit kein anderes Haus gesehen, und —

„Wollen Sie nicht lieber umkehren, Herr?" fragte mich der Bursch auf einmal.

Das gab den Ausschlag. Warum fragte mich der Mensch das? Warum hatte er mir vorher die Angst vor dem Walde gemacht. Auf der einsamen Poststation hatte man mich sicher.

„Fürchtet Ihr Euch, Schwager?" fragte ich den Burschen.

„Ich muß hinfahren, wohin Sie wollen."

„So fahrt weiter."

Er fuhr weiter in den Wald hinein, und langsamer als vorher.

„Schwager, in des Teufels Namen, treibt Eure Pferde an!“

„Die armen Thiere können nicht mehr, Herr. Hören Sie nicht, wie sie keuchen?“

Ich hörte nur, wie der Mensch lachte, aber ich mußte mich ergeben, denn ich war in seinen Händen. Es wurde immer dunkler und wir kamen immer tiefer in den Wald hinein, rundumher war die tiefste Finsterniß.

Auf einmal mußte ein großer, schwerer Stein im Wege liegen. Mit einem furchtbaren Krach des Wagens flog ich in die Höhe bis an die Decke, dann lag ich tief unten am Boden.

Die Pferde standen, der Wagen lag auf der Seite; ich kroch heraus. Der Postillon stand an den Rädern, und sah nach der Achse.

„Was giebt's, Schwager?“

„Die Achse ist gebrochen und wir können nicht weiter.“

„Zum Teufel, warum fuhrt Ihr auf den Stein?“

„Warum fuhren Sie nicht selbst, Herr, wenn Sie in der ägyptischen Finsterniß besser sehen können?“

Ich mußte mich wieder dem Menschen ergeben, in dessen Händen ich war.

„Es ist kein Unglück ohne ein Glück,“ sagte er. „Wir sind kaum dreihundert Schritte von dem Wirthshause. Wir Beide können so weit gehen und die Pferde schleppen den Wagen bis dahin.“

Er hatte Recht mit seinem Sprichworte. Die Nähe des Wirthshauses war in unserer Lage ein Glück, freilich ein verzweifeltes.

Die Pferde schleppten den zerbrochenen Wagen weiter, und ich ging mit dem Postillon nebenher.

Bald sahen wir durch die Bäume ein Licht. Funfzig Schritte weiter kamen wir an ein Haus; es war das einsame Wirthshaus mitten in dem großen, tiefen Walde.

Es lag dicht, fast unmittelbar an der Landstraße und

war alt, grau, russig und verfallen. Links von der Hausthür war ein Fenster hell, die Thür war in der Mitte der langen Front des Hauses. Ich trat durch sie in eine große, verräucherte Küche, in der ein kleines Feuer brannte. Um dasselbe saßen drei Männer und eine Frau. Ein Mädchen stand nicht weit davon und wusch Schüsseln. Der Postillon sprach die Leute an:

„Ich habe den Wagen zerbrochen. Komme Einer mit mir heraus."

Einer von den Männern am Heerde ging mit ihm zu dem Wagen draußen. Es war ein baumlanger und baumstarker Kerl, wohl ein Knecht. Er sah mich mit frecher Neugierde an, als er an mir vorbeiging.

Die Anderen blieben sitzen. Sie hatten einen kurzen Blick auf mich geworfen; dann sahen sie wieder vor sich hin; um mich kümmerte sich Niemand weiter.

Ich besah sie mir näher. Am Feuer saßen noch ein alter Mann und eine alte Frau und ein junger Mann. Die beiden Alten schienen noch sehr rüstige, kräftige Menschen zu sein. Der Mann wandte sich von mir ab, als ich schärfer nach ihm hinsah; die Frau hatte harte Gesichtszüge. Der junge Mensch mußte ihr Sohn sein; er sah roh und gemein aus und kam mir beinahe länger und stärker vor, als der kolossale Hausknecht, der mit dem Postillon hinausgegangen war. Die Person am Waschstein glich ihm, wie eine Schwester dem Bruder.

„Kann ich ein Zimmer bekommen?" fragte ich nach dem Feuer hin.

„Da ist die Krugstube!" sagte die Frau und zeigte mit der Hand nach links von der Hausthür. Von den Andern rührte sich keiner.

„Kann ich etwas zu essen erhalten?" fragte ich weiter.

„Brod!" antwortete die Frau wieder kurz.

„Besorgen Sie mir Brod," sagte ich.

Ich ging in die Krugstube. Sie war eine große, alte Spelunke, eine trübe Lampe erhellte sie halb. Außer mir war kein Mensch darin.

Sie lag nach der Landstraße hin, auf der draußen unter dem Fenster mein Wagen hielt. Der Postillon und der Knecht waren daran beschäftigt.

„Wie lange müssen wir hier bleiben, Schwager?" fragte ich, das Fenster öffnend.

„Bis morgen früh, Herr."

Die beiden Burschen lachten.

„Ist denn der Wagen nicht früher zu repariren?"

„Der Wagen ist hier gar nicht zu repariren."

„So ist doch ein anderer zu haben."

„Nein!"

„Mein Gott, wie komme ich denn weiter?"

„Das will ich Ihnen sagen, Herr. Ich reite mit den Pferden zur Station zurück und bin morgen früh mit einem andern Wagen wieder hier."

„Und ich soll die Nacht hier allein bleiben?"

„So wird es wohl sein müssen, wenn Sie sich nicht auf eins von meinen Pferden setzen wollen. Sie müßten aber ohne Sattel reiten, wie ich."

Die beiden Spitzbuben lachten wieder.

War es einem Zweifel unterworfen, daß ich mich in einer Räuberhöhle befand? Der Schuft von Postillon steckte mit dem Gesindel unter einer Decke.

Ich war verloren. Was machen?

Der Postillon ritt wirklich, fast in der Minute nachher, mit seinen beiden Pferden fort. Der Hausknecht brachte mir meine Sachen aus dem Wagen in die Krugstube. Es waren nur ein Mantel und ein kleiner Koffer mit Kleidungsstücken. Mein Geld trug ich bei mir, theils in einer Brieftasche, theils in einem kleinen ledernen Reisesack, der mir an einem Riemen auf der Brust hing.

Fort konnte ich nicht. Ich durfte nicht einmal mehr zeigen, daß ich fort wollte, und vor Allem nicht die mindeste Furcht verrathen.

Ich machte es mir bequem in der Krugstube. Die Wirthin brachte mir Brod herein; ich bat sie auch um einen Schnaps und dann um Butter und Käse und um

ein Glas Milch, und erhielt Alles. Darauf bat ich sie um ein Bett; das ich aber nicht erhielt, weil außer den alten Betten der Familie keins im Hause sei. Dagegen machte die Frau mir ein vortreffliches Strohlager in der Krugstube und dabei wurde sie gesprächig. Sie erzählte, wie in dem Kruge schon seit mehreren Jahren fast gar kein Verkehr mehr sei; früher sei die Poststraße eine sehr belebte gewesen, jetzt aber werde sie nur äußerst wenig befahren; der Grund sei, weil sie durch mehrerer deutschen Herren Länder laufe und da habe der eine Herr zu viel für seine Soldaten auszugeben, der zweite, ein sehr kleiner, für seine Jagdhunde, ein dritter für seine Prinzen und Prinzessinnen, ein vierter für seine Frauen und der fünfte endlich für die geistlichen Herren im Lande — im lieben Deutschland gehe eben Alles bunt und kraus durcheinander — und da bleibe denn für Landstraßen und Chausseen nichts übrig — und das Ende war, daß die Person mich beinahe sicher gemacht hätte, wenn nicht das Gesicht so schrecklich hart geblieben und der Blick der dunkeln Augen immer stechender geworden wäre. Ich blieb auf meiner Hut.

Von den übrigen Bewohnern des Hauses hatte sich Niemand in der Krugstube sehen lassen. Ich blickte, ehe ich mich niederlegte, in die Küche; die alte Frau saß allein an dem Heerd, auf dem das Feuer erloschen war, das Gesicht auf die Hände, die Arme auf die Knie gestützt. Ich hatte die Thür leise, aber plötzlich geöffnet, die Frau fuhr heftig auf und sah sich erschrocken um.

„Wünschen Sie noch etwas?" fragte sie.

„Ein Glas Wasser," nahm ich zum Vorwande. Sie gab es mir und ich kehrte in die Krugstube zurück.

Warum war die Frau erschrocken? Warum saß sie noch allein da und worauf wartete sie?

Zum Schein legte ich mich nieder und verschloß die Thür nicht. Was hätte es mir auch geholfen? Die Stube lag zu ebener Erde, sie hatte zwei Fenster; wer zu mir hinein wollte, brauchte nur eins von ihnen einzustoßen.

Ich ließ die Lampe brennen und legte meine beiden geladenen Pistolen neben mich.

Es war zehn Uhr des Abends und Alles still im Hause geblieben. Die alte Frau mußte noch immer an dem Heerde in der Küche sitzen, denn ich hatte keine Bewegung in der Küche vernommen. Wo die Anderen sein konnten, das mochte Gott wissen.

Eine halbe Stunde verging. Noch immer war rund umher nichts zu hören gewesen. Ich wollte doch schon denken, daß ich sicher sei, daß nur meine Angst mir eine Diebesspelunke, eine Räuberhöhle vorgespiegelt habe; daß im Hause Alles schlafe.

Auf einmal hörte ich ein Geräusch, erst draußen, dann auch im Hause. Draußen auf der Landstraße naheten sich Schritte dem letzteren; sie gingen schnell, aber leise; es schienen mir Männertritte zu sein. An der Ecke des Hauses machten sie Halt, an der Seite links von der Hausthür, wo die Krugstube lag, in der ich mich befand. Dann ging es draußen wieder, aber es war nur ein Schritt; er kam näher. Man hatte also gegen mich etwas vor, darüber blieb mir kein Zweifel. Der Schritt war leise weiter geschlichen, von dem ersten zum zweiten Fenster. Auf einmal tauchte an dem zweiten Fenster ein Kopf auf; ich sah ihn deutlich, es war ein Manneskopf unter einer großen Mütze; näher konnte ich ihn nicht unterscheiden. Der Mensch warf einen raschen Blick durch das Fenster, im Moment nachher war er verschwunden. Ich hörte ihn zurückeilen nach der Seite des Hauses, von der er gekommen und wo sein Kamerad zurückgeblieben war.

War ich nicht in ihren Händen? Konnte ich ihnen entkommen? Ich dachte darüber nach. Ich nahm meine Pistolen und spannte die Hähne. Nur den Schritt von zwei Menschen hatte ich gehört. Aber wenn ich mich der Beiden entledigt hatte, waren ihrer nicht noch immer genug im Hause? Konnten sie nicht gleichzeitig mit jenen von innen in die Stube dringen, mich von hinten überfallen? Ein Gedanke kam mir. Vielleicht saß die alte

Frau doch noch in der Küche. Wie, wenn ich, meine Pistolen in der Hand, schnell mich auf sie stürzte, ihr ein Pistol auf die Brust setzte und erklärte, sie sei in dem Momente des Todes, da Jemand wage, nur die Hand gegen mich aufzuheben. Es war ein guter Gedanke: die Frau war die Gattin, die Mutter, die Herrin der Anderen. Ich sprang auf von meinem Lager und eilte zu der Thür. Ich kam zu spät.

Von den beiden Menschen draußen war Einer pfeilschnell an den Fenstern vorbeigeflogen nach der Hausthür hin. Hier hatte er geklopft. In demselben Augenblicke erhob sich ein rascher Schritt in der Küche. Aber er bewegte sich nicht zu der Hausthür; er war an der Thür der Krugstube, als auch ich diese erreicht hatte und sie von innen aufreißen wollte. Wie ich die Klinke anfaßte, wurde von außen in dem Schlosse der Schlüssel gedreht. Die Thür war verschlossen, ich gefangen. Die alte Frau ging zu der Hausthür und zischelte dort mit Jemandem; nur drei, vier Worte wurden gewechselt. Sie ging langsam wieder zu dem Feuerheerde; draußen vor der Hausthür wurde in die Hand geklatscht. Der Mensch, der an der Ecke des Hauses zurückgeblieben war, kam zu der Hausthür; dort wurden wieder schnelle, leise Worte gewechselt. Dann naheten die Schritte der beiden Menschen sich wieder den Fenstern der Krugstube. Der Ueberfall sollte unmittelbar beginnen.

Es war um mich geschehen. Mein Geld wollten sie und ich konnte nur noch wenige Minuten zu leben haben. Da war mir auf einmal mit der Einsicht und mit der Nähe der Gefahr ein Muth gekommen, den ich vielleicht in meinem Leben nicht gekannt hatte. Ich wollte mein Leben vertheidigen, so lange ich es konnte; vielleicht konnte ich es doch retten. Ich löschte die Lampe aus, die ich bisher hatte brennen lassen; so konnte man von außen nicht wissen, wo ich war. Dann stellte ich mich hart an die Mauer zwischen den beiden Fenstern. So war mir Jeder sicher, der durch eines der Fenster einstieg.

An einem der Fenster wurde draußen herumgefühlt, dann mit einem Instrumente gearbeitet. Es schien mir ein Messer zu sein, mit dem das Blei an den Scheiben zurückgebogen werden solle.

Auf einmal hörte die Arbeit auf und die beiden Räuber wurden still. Ich horchte. Auch sie hatten gehorcht.

„Da sind sie schon," sagte der Eine der beiden Menschen.

„Wahrhaftig," erwiderte der Andere.

Wer konnte kommen oder schon da sein? War es Hülfe und Beistand für sie, oder kam es ihnen ungelegen?

Ich horchte angestrengt und glaubte in der Entfernung einen Wagen zu hören.

Die beiden Menschen fingen ihre Arbeit nicht wieder an.

„Verdammt!" sagte der Eine.

„Hole sie der Teufel!" sagte der Andere.

Was ankam, kam ihnen ungelegen; es mußte also Hülfe für mich sein.

Es war wirklich ein Wagen gewesen, den ich gehört hatte; er kam in großer Eile näher, auf der Richtung, in der ich am Abend gekommen war.

Die beiden Menschen arbeiteten nun immer nicht wieder an dem Fenster; sie sprachen zu leise miteinander, als daß ich ihre Worte verstehen konnte. Aber sie mußten unschlüssig und rathlos sein; der eine von ihnen blieb am Fenster, der andere ging zu der Hausthür. Diese war verschlossen; er klopfte daran.

„Mutter!" rief er halblaut.

Die Frau in der Küche bewegte sich zu der Thür. „Was willst Du?" sagte sie ebenso leise.

„Sie kommen schon. Was machen wir nun, Mutter? Wir sind noch lange nicht fertig."

„Warum seid Ihr es noch nicht?" sagte die Frau mit strengem Vorwurf.

„Rathet, Mutter. Schimpft nachher."

„Macht vorwärts. In zehn Minuten könnt Ihr zu Ende sein. Früher sind sie wohl nicht hier."

„Sie sind schon in drei Minuten hier."

„So macht's in drei Minuten," sagte das entsetzliche Weib.

„Wenn es nur ginge!"

„Ihr seid Memmen!" —

Der Vorwurf war wohl ein ungegründeter.

Mutter und Sohn schraken zusammen.

„Macht Ihr es, Mutter!"

„Warum nicht?" rief das Weib. „Laß mich heraus. Gehe Du zum Wagen, wenn er kommt."

„Aber Mutter, er hat zwei Pistolen bei sich. Ich sah sie vorhin."

„Meinetwegen!" —

Ich glaube, sie wollte zu der Thür hinaus. Der Sohn hielt sie auch nicht zurück, aber etwas Anderes trat ihr entgegen.

Der Wagen war schneller da, als die Mutter und selbst der Sohn erwartet hatten. Er mußte in einer Minute das Haus erreicht haben.

„Es ist zu spät, Mutter," sagte der Sohn.

Aber die Mutter lachte. „Noch nicht. — Wie lange bleiben sie?"

„Eine halbe Stunde."

„Nach einer halben Stunde also!"

„Aber ich bin nicht da, und der Vater —"

„Wir werden ohne Dich fertig."

„Aber er wird schreien, Mutter, er wird um Hülfe rufen, wenn sie da sind."

„Narr! Hinten in der Scheune hören sie nichts. Führe den Wagen dahin."

„Unter welchem Vorwande?"

„Sage ihnen die Wahrheit; es sei ein Fremder da. Geh! Laufe dem Wagen entgegen, ehe er hier an der Thür hält."

Der Wagen war fast am Hause. Der Sohn eilte ihm entgegen. Dreißig Schritt vom Hause mußte er ihn erreicht haben. Der Wagen machte einen Augenblick Halt,

bog von der Landstraße ab, fuhr hinter das Haus und war nicht mehr zu hören.

Hörte ich ihn nicht mehr, so hörte man in ihm mich noch weniger.

Ich hatte in dem Moment schreien wollen, als er hielt, aber er hatte sich schon wieder in Bewegung gesetzt. Dennoch schöpfte ich wieder Hoffnung.

Wer auch in dem Wagen angekommen war, bis dahin, daß er wieder abfuhr, wurde nichts gegen mich unternommen. Warum nicht? Wer die Angekommenen waren? Ich kümmerte mich nicht darum. Ich war sicher, so lange sie blieben; sie sollten eine halbe Stunde bleiben; in der halben Stunde konnte sich vieles, mußte sich etwas ereignen. Ich mußte auf meiner Hut, ich mußte auf der Wacht sein.

Von dem Wagen sah und hörte ich nichts mehr. Die Frau hatte gleich nach dem Sohne die Küche verlassen; ich hörte sie gehen, eine Thür im Innern des Hauses zumachen. Den alten Mann und die Tochter hatte ich gar nicht wiedergesehen. Der Knecht war wohl der zweite der Beiden, die durch die Fenster hatten zu mir einsteigen wollen. Mehr Personen, als diese vier, schienen das Haus nicht zu bewohnen.

Ich war und blieb unter allen Umständen Gefangener. Die Thür der Krugstube, in der ich mich befand, war von außen verschlossen. Die Stube hatte nur diese eine Thür. Draußen unter den Fenstern war noch der Knecht, ich hatte ihn wenigstens nicht fortgehen hören. Einmal sah ich auch seinen Kopf an dem Fenster auftauchen. Er bewachte mich also und er hatte mich in sicherer Haft. Er hatte, wenn ich aus einem der Fenster springen wollte, denselben Vortheil gegen mich, den ich gegen ihn hatte, wenn er durch das Fenster in die Stube wollte. Dazu war er der baumlange und baumstarke Mensch, den ich beim Eintreten in das Haus gesehen hatte, und ich war der alte, kleine, gebrechliche Mann.

Der große, vierschrötige Mensch, der Hausknecht,

tauchte dann und wann unter dem Fenster auf, um in die Stube zu blicken, oder sich sonst wohin umzusehen.

Das hatte eine halbe Stunde gedauert. Da hörte ich wieder das Knarren eines Wagens. Es war hinter dem Hause, dort, wohin vorher der Wagen aus der Landstraße abgebogen hatte. Er kam an derselben Stelle wieder hervor und fuhr langsam in die Straße hinein.

Ich hatte wieder eine Hoffnung; sie stieg plötzlich in mir empor.

Der Wagen mußte an den Fenstern der Krugstube vorüber; er kam auf kaum vier bis fünf Schritte in meine Nähe. Niemand konnte mich verhindern, um Hülfe zu rufen. Jede Gewalt gegen mich, gerade in dem Augenblicke, hätte doppelt auf mich aufmerksam machen, meine Anwesenheit verrathen müssen.

Der Wagen kam näher; er war in der Mitte der Straße und fuhr noch immer langsam. Auf einmal hielt er. Er war noch ungefähr zwanzig bis fünfundzwanzig Schritte von mir entfernt. Es galt.

Ich öffnete das Fenster, unter welchem der Hausknecht nicht stand; ich hatte ihn in der Sekunde vorher noch unter dem nebenan gehört.

„Hülfe, Hülfe!" rief ich hinaus. „Hier wird ein Mord verübt!"

In dem Momente erhob der Kutscher auf dem Bocke des Wagens die Peitsche, hieb auf die Pferde ein, die Thiere sprangen an, der Wagen flog vorwärts.

„Hülfe! Hülfe!" rief ich noch einmal und wollte mich aus dem Fenster hinausbiegen. Der baumlange Hausknecht stand vor mir und langte mit seinem langen, nervigen Arme nach mir. Ich flog vom Fenster zurück, schlug es wieder zu und verschloß es.

Der Wagen kam näher und flog vorüber. Der Kutscher auf dem Bocke sah sich nach mir um; aus dem Wagen bog sich Jemand hervor, aber der Kutscher knallte mit der Peitsche, hieb nochmals auf die Pferde ein und der Wagen war verschwunden.

Und ich? — Sie wollen mich unterbrechen, Herr Polizeirath? Nur noch drei Worte; dann bin ich mit meiner Geschichte zu Ende."

Der Polizeirath sah den Erzähler etwas betroffen an.

„Mit Ihrer ganzen Geschichte, Herr Lamblet?"

„Mit der ganzen."

„Aber Sie wollten mir von der Ermordung des Freiherrn von Sternberg erzählen."

„Alles, was ich davon wisse, und ich habe Ihnen dies Alles erzählt."

„Aber ich habe noch kein Wort davon gehört."

„Sollte ich in meiner Erzählung etwas vergessen haben? Es wäre möglich. Dann wird es mir einfallen, wenn ich den Rest erzähle. Er ist, wie gesagt, kurz. Der Kutscher auf dem Bock war jener rohe, freche Sohn des Hauses. Gleich darauf kehrte die alte Frau in die Küche zurück. Sie schimpfte fürchterlich; warf mit Memmen, alten Weibern, Dummköpfen um sich. Sie schimpfte gegen ihren Mann und ihre Tochter, die ihr folgten. Die Tochter suchte sie zu begütigen, der Mann lachte. Der Mann ging dann vor die Thür und rief den Knecht ins Haus. Darauf gingen Alle auseinander und im Hause herrschte die völligste Stille. Sie hatten sich wohl Alle schlafen gelegt. Ich sah nach meiner Uhr; soeben war Mitternacht vorüber. Auch ich suchte zuletzt mein Strohlager wieder auf. Schlafen konnte ich allerdings nicht. Um fünf Uhr des Morgens blies ein Posthorn, meine Extrapost war wieder da. Der Hausknecht öffnete die Hausthür, sprach leise mit dem Postillon. Was sie sprachen, welches Gesicht der Postillon dazu machte — ich weiß es nicht. Ich war aufgestanden und hatte meine Sachen geordnet. Die Thür der Krugstube wurde geöffnet und der alte Mann trat ein.

„Ihr Wagen ist da."

„Was bin ich schuldig?"

Er nannte den mäßigen Betrag. Ich zahlte. Dabei besah ich mir den Mann, dessen Gesicht ich am Abend

nicht gesehen hatte. Er sah gutmüthig und gedrückt aus. Er hatte auch gegen mich noch etwas auf dem Herzen. Als er mich aus dem Hause geleitete, sagte er:

„Herr, behalten Sie für sich, was Sie hier heute Nacht gesehen und gehört haben. Sie nützen keinem Menschen dadurch, wenn Sie es weiter sagen."

Er sprach es bittend, mit trauriger Stimme.

Ich stieg in den Wagen und fuhr ab und war in einer Stunde in der Stadt jenseit des Waldes und habe heute zum ersten Male einem Menschen von der Geschichte erzählt, mit der ich nun ganz zu Ende bin."

„Aber alle Wetter, Herr Lamblet!" rief der Polizeirath.

„Was beliebt?"

„Sie hatten noch etwas vergessen!"

„Hatte ich?"

„Sie meinten es wenigstens, und es muß so sein —"

„Ja, ja, und es fällt mir bei. Daß der Kutscher, der den Wagen von dem einsamen Waldkrug, der Räuberhöhle, weiterfuhr, der freche Sohn der Höhle, der Haupträuber und Mörder war, habe ich Ihnen schon gesagt."

„Sie haben es gesagt."

„Ich erkannte den Burschen sofort, als ich aus dem Fenster nach dem haltenden Wagen sah."

„Hm, Herr Lamblet, es war dunkle Nacht und der Wagen war zwanzig bis fünfundzwanzig Schritte von Ihnen entfernt."

„Aber, Herr Polizeirath, die alte Frau stand mit einer hellen Laterne am Wagen und leuchtete zum Einsteigen; und in dem Scheine der Laterne erkannte ich den Burschen; er trug einen weiten dunklen Mantel."

In den Augen des Polizeiraths leuchtete es auf.

„Einen weiten dunklen Mantel?"

„Wie ich Ihnen sage. Ich sah auch noch einen zweiten weiten und dunklen Mantel, und einen dritten. Ein Herr hob nämlich eine Dame in den Wagen —"

„Sie sahen einen Herrn und eine Dame einsteigen?"

„Wie ich Ihnen sage. Die Dame war es, die im Vorbeifahren an der Krugstube sich nach mir umsah.“

„Sie erkannten ihr Gesicht?“

„Nein. Aber die Alte war hinten mit der Laterne stehen geblieben und in dem Lichte glänzte der Wagen, als er vorüberfuhr. Er war braun lackirt.“

„Braun?“ rief der Polizeirath.

„Glänzend braun. Ich erkannte auch noch mehr. Schon vorher waren mir die beiden großen Pferde vor dem Wagen aufgefallen. Es schienen mir ein paar Pracht-Mecklenburger zu sein. Ich verstehe mich etwas auf Pferde. Als der Wagen vorbeifuhr, unterschied ich deutlich die großen Mecklenburgischen Rammsnasen.“

„Und die Farbe der Pferde?“ fragte der Polizeirath.

„Dunkel war sie gewiß; sie schien mir braun zu sein. — Und jetzt, Herr Polizeirath, bin ich wirklich am Ende meiner Geschichte.“

Der Polizeirath stand in tiefem Nachsinnen.

„Soll ich Ihnen zu Hülfe kommen?“ sagte der Bankier. „Combiniren wir zusammen. Der Wagen, der in der Nacht des Mordes an dem Schlosse Weinfelden gehalten hatte, war braun lackirt gewesen?“

„So besagen die Acten.“

„Und mit zwei großen braunen Mecklenburgern bespannt?“

„Zwei große braune Mecklenburger Rammsnasen.“

„Ein Herr und eine Dame hatten darin gesessen? In weiten dunklen Mänteln? Einen solchen Mantel hatte auch der Kutscher getragen?“

„So war es.“

„Dem Wagen, den Pferden, den Personen war nachgeforscht. Keine Spur war von ihnen gefunden?“

„Keine Spur. Es war fast unbegreiflich. Sie waren an dem Schlosse erschienen, wie aus der Luft; sie wären verschwunden, wie in der Luft.“

„Wenn man nur in der Nacht fährt, durch öde Haiden,

dunkle Wälder, auf menschenleeren Wegen, so fährt man auch für die Polizei so gut wie in der Luft.

„Wann hatten Sie Ihr Abenteuer?“ fragte der Polizeirath.

„In den ersten Tagen des October.“

„In den ersten Tagen des October wurde der Herr von Sternberg ermordet.“

„Richtig. Ich kann Ihnen auch sagen, daß der Mord genau in der nächsten Nacht nach meinem Abenteuer passirte.“

„Und wie weit war der Schauplatz Ihres Abenteuers von dem des Mordes entfernt?“

„Funfzehn Meilen etwa. Zehn Meilen laufen ein Paar tüchtige Mecklenburger bequem in einer Octobernacht.“

„Noch eine Frage, Herr Lamblet. Warum theilen Sie mir alle jene wichtigen Thatsachen erst heute mit?“

„Weil Sie mir dafür wieder zu meinem Gelde verhelfen werden.“

„Früher, damals gleich, hätten Ihre Mittheilungen die sofortige Entdeckung der Mörder zur Folge haben können.“

„Und was hätte es dem Ermordeten geholfen? Und gar seiner Wittwe? Und dem alten Manne im Kruge hatte ich in meinem Herzen Stillschweigen gelobt. Ihm verdankte ich mein Leben.“

„Aber nun die Hauptsache, Herr Lamblet. Wer waren der Herr und die Dame in dem Wagen?“

„Darüber kann ich Ihnen nichts sagen, Herr Polizeirath. Ich sah nicht ihre Gestalten, ich hörte nicht ihre Stimmen.“

„Und wer konnten sie sein?“

„Das ist lediglich Sache Ihrer Combination.“

„Zuerst der Graf Freiberg?“

„Nein! Ich habe es Ihnen schon einmal gesagt.“

„Aber er steht mit den Mördern in Verbindung?“

„Kennen Sie die Mörder?“

„Der Herr von Wildenfels und seine schöne Frau?“

„Hm, Herr Polizeirath, ich sagte Ihnen schon, ich sah

nicht die Gestalten, ich hörte nicht die Stimmen der beiden Menschen."

„Aber zum Teufel, Sie hatten und haben eine Ahnung!"

„Ich hatte keine."

„So haben Sie jetzt eine. Sie haben versprochen, Alles zu sagen, was Sie von dem Morde wissen."

„Ich weiß nichts mehr."

„Ahnungen sind dunkles Wissen. Und Sie wissen irgend etwas von den Wildenfels."

„Nicht mehr, als alle Welt hier von ihnen weiß."

„Sie haben sie schon früher gekannt?"

„Nein!"

„Aber den Grafen Freiberg kannten Sie früher?"

„Zum Teufel!" fluchte der alte Bankier.

„Ja, es kostet Ihnen einen schweren Kampf, die Unwahrheit zu sagen."

„Ich sage sie nie."

„Sie können sich aber auch nicht zur Wahrheit entschließen."

„Zum Teufel, Herr!"

„Gegen einen Menschen, der Sie bestohlen, beraubt hat, von dem ich Ihnen Ihr Geld wieder verschaffen soll. Denken Sie wirklich noch daran?"

„Ich kannte den Schurken früher."

„Wo? Wann?" rief der Polizeirath.

Der Alte antwortete wieder nicht.

„Sie wollen mir keine Antwort geben?"

Der Alte schwieg.

„Auch auf die eine Frage nicht, in welcher Verbindung der Graf Freiberg mit den Wildenfels steht?"

Der Alte hatte seinen Entschluß gefaßt.

„Hören Sie, Herr Polizeirath," sagte er, „über den Burschen erfahren Sie kein Wort weiter von mir, in keiner Weise, mag ich zu meinem Gelde kommen oder nicht. Aber von den Wildenfels will ich Ihnen erzählen, was ich weiß. Es wird Sie freilich auch nicht weiter führen. Ich kenne die Beiden erst seit diesem Sommer;

ich habe sie zuerst hier im Bade gesehen; darin sagte ich Ihnen die Wahrheit. Aber gehört habe ich allerdings mehr von ihnen; jedoch nur durch Mittheilungen Dritter; ich kann also für die Wahrheit nicht einstehen."

„Erzählen Sie nur."

„Die Frau von Wildenfels ist ein geborenes Fräulein von Brebek."

„Da hat man Ihnen schon eine Unrichtigkeit mitgetheilt, Herr Lamblet."

„Wie hieße sie denn, Herr Polizeirath?"

„Emilie von Holden."

„Irrthum, mein Freund."

„Unter dem Namen ist sie getraut."

„Nun, so komme ich desto einfacher in ihre Geschichte hinein."

„Durch den Namen?"

„Durch ihn. Der Freiherr von Holden war Russischer Gesandter, ich weiß nicht mehr, bei welchen Höfen —"

„Zuletzt bei einem süddeutschen, Herr Lamblet."

„Es mag sein. Bei ihm war eine junge Dame, die als seine — hm, ja — als seine Pflegetochter galt; es war die jetzige Frau von Wildenfels."

„Und sie war nicht seine Pflegetochter, sondern galt nur dafür?"

„Verstehen wir uns recht, Herr Polizeirath. Der Herr von Holden war ein alter Herr, schon in den Siebenzigern, und sie war kaum siebenzehn Jahre alt, als er mit ihr erschien."

„Und wann war das?"

„Vor ungefähr acht oder neun Jahren, in Homburg, oder Ems, oder Wiesbaden. Es wird nicht darauf ankommen; Bad ist Bad. Die junge Dame soll damals ein Bild von Schönheit und Liebenswürdigkeit gewesen sein."

„Mich dünkt, das ist sie noch."

„Sie hat sich wenigstens wunderbar conservirt trotz aller ihrer Kreuz- und Querfahrten, die sie durch die halbe Welt machte."

„Mit jenem Pflegevater?“

„Mit ihm. Sie wissen vielleicht, daß er ein diplomatisches Unglück hatte!“

„Ich weiß es. Er nahm in Folge dessen seinen Abschied.“

„Und reiste nun durch die halbe Welt mit seiner schönen Pflegetochter. Er hatte ein sehr bedeutendes Vermögen. Sie reisten sechs oder sieben Jahre lang. Vor zwei Jahren starb der Herr von Holden in Constantinopel plötzlich. Sein Testament wurde eröffnet, und der kinder- und ehelose Mann hatte seine Pflegetochter, das Fräulein von Brebek, zur einzigen Erbin seines kolossalen Vermögens eingesetzt, und die Leute sprachen Allerlei von seinem plötzlichen Tode, obwohl er in seinem achtzigsten Jahre starb. Aber bei dem Gerede blieb es, die schöne reiche Erbin kümmerte sich wenig darum und zog weiter in der Welt umher, bis sie im vorigen Jahre —. Aber Sie wollen mich etwas fragen, Herr Polizeirath?“

„Unter welchem Schutze zog sie umher?“ fragte der Polizeirath.

Herr Lamblet wurde leicht verlegen bei der plötzlichen Frage. „Ich weiß es nicht,“ antwortete er. „Meine Quellen schweigen darüber.“

Der Polizeirath that, als habe er die Verlegenheit des Bankiers nicht bemerkt. „Fahren Sie fort,“ bat er.

„Im vorigen Jahre tauchte sie endlich wieder auf in Baden-Baden, und diesmal unter einem Schutze, den ich kenne, Herr Polizeirath.“

„Ich kenne ihn ebenfalls, Herr Lamblet. Es war eine alte Frau von einem ihrer Güter in Galizien, eine Verwalterswittwe, die ihre Tante machen mußte, im Uebrigen eine beschränkte, aber brave Frau.“

„Hm, Herr Polizeirath,“ sagte der Bankier, „wenn Sie dies wissen, so kennen Sie auch das Uebrige.“

„Recapituliren wir es dennoch.“

„Es ist wenig. Sie lernte in Baden-Baden den Herrn von Wildenfels kennen und er sie. Er war sofort

bezaubert von ihr. Sie machte sich nichts aus ihm. Er war ein armer Edelmann, ein stiller, ordentlicher, durch nichts ausgezeichneter junger Mensch, der Offizier gewesen war, das Unglück gehabt hatte, in einem Duell einen Schuß durch den Arm und in Folge dessen seinen unfreiwilligen Abschied zu erhalten, und der jetzt zur vollständigen Heilung seines Armes das Bad gebrauchen mußte. Sie blieben Beide die ganze Saison hindurch in Baden-Baden. Gegen das Ende der Saison wollte man bemerken, daß der Herr von Wildenfels dem Fräulein von Brebek sich mehr nahen dürfte. Sie duldete ihn in ihrer Gesellschaft, unter ihren Anbetern. Vierzehn Tage später war sie abgereist; drei Tage nach ihr verließ auch er das Bad. Für die Welt erschienen sie dann Beide erst in dieser Saison hier wieder. Was unterdeß mit ihnen geschehen ist, wie sie Mann und Frau geworden sind, das werden Sie besser wissen als ich, Herr Polizeirath; Sie wissen ja sogar, unter welchem Namen die Dame getraut ist."

„Ja," sagte der Polizeirath, „das weiß ich, aber sonst auch nichts."

„Doch wohl, wo sie getraut sind?"

„In einem Dorfe an der Böhmischen Grenze."

„Und wo brachten sie den Winter zu?"

„Sie waren in Italien, in Venedig, in Rom, Gott weiß, wo sonst noch."

„Hm," sagte der Bankier, „und unter Italiens Winterhimmel wäre der solide, stille, schmachtende Lieutenant außer Diensten von Baden-Baden zu dem wilden, wüsten Gesellen entbrannt, den wir noch gestern hier an der Bank sahen?"

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte der Polizeirath.

„Nun, daß der Mensch durch den Satan vom Weibe zum Satan geworden ist."

„Und auch zum Mörder?"

„Herr Polizeirath, hat eine einzige Ihrer Nachforschungen und Nachrichten Sie auf eine Verbindung des Weibes mit dem Herrn von Sternberg oder nur auf eine Be-

ziehung zu ihm, nur auf eine flüchtige Bekanntschaft der Beiden geführt?"

„Nein."

„Auch ich weiß nicht das Geringste davon."

„Herr Lamblet, die Aussage jenes blödsinnigen Baron Sternberg über den Mord ist Ihnen ihrem ganzen Inhalte nach bekannt?"

„Ich meine."

„Dann müssen Sie zugeben, daß die Anstifterin des Mordes ein junges, schönes, verführerisches Weib gewesen sein muß."

„Nun, Freund Polizeirath, ein schönes und verführerisches Weib gebe ich Ihnen zu; aber ein junges —"

In dem Polizeirath war plötzlich ein Gedanke wach geworden.

„Herr Lamblet, Sie sprachen im Anfange Ihrer Erzählung von einem eigenthümlichen Verhältnisse des alten Herrn von Senden und seiner Gattin."

„Sie wollen wissen, wie der Mann zu seiner Frau, oder vielmehr wie die Frau zu dem Manne stand? So hören Sie. Der Herr von Senden war sein Leben lang ein roher, wüster Gesell gewesen, vielleicht nicht minder, als der Herr von Sternberg, der nur zwei Tage lang sein Schwiegersohn war. So war er ein schon ziemlich alter Kerl geworden. Da lernte er ein sehr armes, sehr junges und sehr hübsches Fräulein kennen und verliebte sich in sie, zwang sie durch einen alten Drachen von Tante, ihn zu heirathen, mißhandelte sie als Frau, brachte sie zur Verzweiflung und in der Verzweiflung zu jener Revanche, die eben mißhandelten schönen Frauen zu Gebote steht, alten wie jungen, Herr Polizeirath; die alten oder vielmehr die nicht mehr jungen müssen nur die Schönheit bewahrt haben und ich kann Sie versichern, daß dies bei der Frau von Senden, trotz ihrer sieben- bis achtunddreißig Jahre, nicht minder der Fall war und noch ist. Konnte die sanfte Schönheit der Tochter Tiger zu Lämmern machen, die Mutter mit ihren vollendeten üppigen Formen, mit den

reizenden Zügen des fein blassen Gesichts, mit dem verlangenden und versprechenden Blick der blauen Augen, mit jener, den klugen koketten Frauen eigenthümlichen, in dem nämlichen Augenblicke auffordernden und zurückstoßenden äußeren Dezenz — sie konnte mit leichter Mühe verliebte junge Narren zu Wahnsinnigen machen, also auch wohl nebenbei einmal zu Verbrechern."

„Und sie hatte einen solchen verliebten jungen Narren hier bei sich?" fragte der Polizeirath.

„Es hieß so. Ein junger Mensch umschwebe sie, sagte man, er sei ihr nachgekommen, sei ihr stummer, schüchterner Anbeter; er wage sich kaum in ihre Nähe, bei Tage lasse er sich gar nicht sehen, vor keinem Menschen, des Nachts seufze er unter ihrem Fenster. Als sie unverrichteter Sache wieder abreisen mußte, war auch er verschwunden."

„Und wie hat er ausgesehen, Herr Lamblet?"

„Ich habe ihn nicht gesehen und Niemanden gesprochen, der ihn gesehen hatte.

„Aber woher er kam, wie und wo er die Frau kennen gelernt, wie er zu seiner schwärmerischen Liebe gekommen war, das werden Sie doch wissen."

„Herr Polizeirath, ein schüchterner Verliebter pflegt so etwas am allerwenigsten an die große Glocke zu hängen, und was die Frau betrifft, so hatte sie Rücksicht auf ihre sanfte, unschuldige Tochter zu nehmen."

„Rücksicht, Herr Lamblet? Mit dem skandalösen Leben jener Revanche, von der Sie sprachen?"

„Herr Polizeirath, das Verhältniß zwischen Mutter und Tochter war in dieser Familie eben das Allereigenthümlichste. Nie vielleicht haben eine Mutter und eine Tochter sich zärtlicher, inniger, ich möchte sagen leidenschaftlicher geliebt als die Frau von Senden und ihre Tochter. Der Mutter war das Kind Alles, das Kind betete die Mutter an. Nur Eins konnte die Mutter der Tochter nicht opfern: ihre Verirrungen, die ich ihre Revanche nannte. Und so groß war die Liebe der Tochter

zu der Mutter, daß sie selbst diese Verirrungen als, ja ich glaube wahrhaftig, als Tugenden ansah. Sie lächeln? Immerhin. Sie werden es nicht mehr, sondern mir beistimmen, wenn Sie Mutter und Tochter näher kennen lernen, und dies müssen Sie nach meinen Mittheilungen. Denn, mein Herr Polizeirath, wollen Sie es für unmöglich halten, daß eine solche Frau, mit der unendlichen Liebe zu der Tochter in ihrem Herzen, mit der anderen wildflammenden Leidenschaft in der glühenden Brust, daß sie, wenn sie ihr Kind unglücklich sieht, nicht eine Mörderin werden könne, um das Kind wieder glücklich zu machen und aus jenem tiefen Elende einer unglücklichen Ehe mit einem rohen, verhaßten Mann zu erlösen, das sie selbst so voll und so bitter kennen gelernt hatte? Und wenn sie Mörderin werden wollte, so fand sie auch den verliebten Wahnsinnigen, der ihr Werkzeug wurde."

Der Polizeirath hatte in tiefem Nachdenken zugehört.

„Sie halten die Mutter für die Mörderin?" sagte er.

„Herr Polizeirath," erwiderte der alte Bankier, „prüfet Alles und das Beste behaltet."

„Das Beste? Was wäre es hier?"

„Das Beste ist immer die Wahrheit."

Resultate einer polizeilichen Reise.

Der Polizeirath hieß nicht Herr von Hasselberg — die Polizei hat das Recht, sich so viele falsche Namen, Würden, Titel beizulegen, wie sie will; wenn andere Leute es thun, so ist es ein Verbrechen; die Polizei hat überhaupt viele Vorrechte, die bei anderen Leuten Verbrechen sind. Der Polizeirath hieß Kirschner und obwohl er noch ein junger Mann und schon Polizeirath war, so war er doch nicht von Adel; er war dafür ein außergewöhnlich tüch-

tiger Beamter — hatte eine Reise angetreten, um Alles zu prüfen, und das Beste, die Wahrheit, zu behalten. Vor der Hand kam es freilich darauf an, sie erst zu finden. Er reiste diesmal als unscheinbarer und anspruchsloser Privatmann, der je nach den Umständen und seinem Belieben mehr oder weniger aus sich machen konnte. So war es auch mit seinem Begleiter, einem verkleideten Gensdarm; der kräftige, untersetzte Mann konnte je nachdem es paßte, sein Bedienter, sein Freund, ein unterwegs zufällig mit ihm zusammengetroffener Fremder sein. That es Noth, hatten Beide ihre Uniformen und Legitimationen bei der Hand.

Sie fuhren mit Extrapost durch eine unendliche, graue, menschenleere Haide.

„Ich kann mir denken," sagte der Polizeirath, „in welcher Angst der gute Herr Lamblet mit seinem vielen Gelde und seinem großen Geize hier gefahren sein und nach einem sicheren Nachtquartier geseufzt haben mag."

Sie kamen auf der letzten Station in der Haide an. Der Postmeister daselbst war ein alter, tauber, ehrlicher Wachtmeister.

„Es passiren hier wohl nicht viele Reisende, Herr Postmeister?"

„Vielleicht zehn im Jahre."

„So können Sie sich wohl auf die Einzelnen besinnen?"

„Gewiß, Herr!"

„Im Anfang October vorigen Jahres ist eines Abends ein kleiner, grauer, alter Herr hier durchpassirt —"

„Ich erinnere mich noch wohl. Er brach nachher im Walde den Wagen und mußte die Nacht da hinten im Waldkruge bleiben."

„Ihn meine ich. Kann ich den Postillon sprechen, der ihn fuhr?"

„Nein, Herr, den können Sie nicht sprechen; er war ein Spitzbube und bestahl mich sogar, seinen eigenen Herrn; darauf machte er sich davon."

„Aber, Herr Postmeister, haben Sie nicht zu derselben

Zeit, da der kleine, graue Herr den Wagen brach, einen braunlackirten Wagen mit zwei großen Mecklenburger Rammsnasen hier gesehen?"

„Nein, Herr!"

„Auch nichts davon gehört? Ein Herr und eine Dame haben darin gesessen."

„Ich habe kein Wort davon gehört."

„Wie heißt der Wirth im Waldkruge, Herr Postmeister?"

„Tobias Hagemann."

„Er hat einen Sohn?"

„Der Bursch heißt Andreas."

„Und eine Tochter?"

„Marianne heißt sie."

„Er hatte im vorigen Jahre auch einen Knecht?"

„Joseph! Er hat ihn noch; er ist jetzt sein Schwiegersohn."

„In welchem Rufe stehen die Bewohner des Waldkruges?"

„Der Alte ist eine ehrliche Haut, der sich aber im Hause nicht rühren darf; die Tochter ist eine Gans und der Sohn ein liederlicher Bursch, der mit allem schlechten Gesindel der Gegend sich herumtreibt und Geld verthut, und es wohl auch zusammenstiehlt."

„Und die Mutter?"

„Sie ist vor einiger Zeit gestorben. Sie war schlimmer als der Sohn."

„Nach dem Allen, Herr Postmeister, ist der Waldkrug da mitten in dem Walde wohl so eine Art von Räuberhöhle?"

„Die Leute sprechen Allerlei davon."

Der Postmeister wußte nicht mehr, oder wollte nicht mehr wissen.

Der Polizeirath fuhr mit seinem Gensdarm weiter in die Haide und in den Wald hinein, bis er den Krug erreichte. Er kam um die Mittagszeit an; da mußte er die sämmtlichen Bewohner zu Hause treffen. Er fand das

Haus, wie der alte Bankier es ihm beschrieben hatte; aber in der Küche war Niemand. Er rief: Guten Tag! Heda! erhielt aber keine Antwort und hörte keine Bewegung im Hause. Der Gensdarm öffnete die Krugstube, auch sie war leer. Aber hinter einer Thür, die sich in einer Ecke der Küche befand, hörte der Polizeirath ein Stöhnen. Er ging darauf zu, und die Thür öffnend, blickte er in eine enge, dunkle Kammer; dort unterschied er in einem Winkel ein Lager, das wie ein altes Bett aussah; in diesem lag ein alter Mann, der einem Skelett glich.

„Der alte Krüger! Er ist allein und krank, wohl gar am Sterben. Das ist schnell zu benutzen."

Die Polizei hat kein Herz, und darf kein Herz haben.

Der alte Mann stöhnte zum Erbarmen.

„Sind Sie krank?" fragte ihn der Polizeirath.

„Ja, Herr, es geht mit mir zu Ende."

„Und Sie liegen hier so allein?"

„Sie haben mich Alle verlassen."

„Wer Alle?"

„Meine Kinder."

„Sind sie in der Nähe? soll ich sie Ihnen rufen?"

„Es würde nichts helfen, Herr. Meine Tochter hat mit ihrem Manne über Feld gehen müssen, und mein Sohn ist verreist."

„Vortrefflich!" sagte der Polizeirath für sich.

„Kann ich Ihnen vielleicht helfen?" fragte er den Kranken.

„Ich danke Ihnen, Herr. Ich habe nur Durst. Einen Krug Wasser hat mir meine Tochter bringen dürfen, ehe sie ging."

„Wollen Sie nicht einen Geistlichen?"

Religion hat die Polizei — wenn es ihr nützt.

„Wozu?" fragte der Kranke. „Ich denke, der liebe Gott, wenn ich vor ihn trete, wird mich nicht darauf ansehen, ob ich noch vorher mit einem Geistlichen gesprochen habe."

„Darauf freilich wohl nicht. Aber der liebe Gott

sieht in das Herz des Menschen und was darin noch drückt und quält, und der Mensch kann und soll es sich noch hier auf Erden erleichtern."

Der alte Mann stöhnte schwer. In den Augen des Polizeiraths leuchtete Freude.

„Denken Sie sich," sagte er, „Sie müßten mit einem schweren Verbrechen auf dem Gewissen vor Gott treten."

Der Kranke wollte sich auf seinem Lager herumwerfen; doch er vermochte es nicht. Ein Schrei entfuhr ihm. War es ein Schrei des körperlichen Schmerzes oder der Seelenangst?

„Oder," fuhr der Polizeirath fort, „nur mit der Kenntniß von einem schweren Verbrechen, das noch unenthüllt ist, dessen Urheber also der verdienten Strafe entgehen würden?"

Der Kranke richtete sich mit seiner letzten Kraft in die Höhe und starrte den Polizeirath wie ein Gespenst an.

„Herr, wer sind Sie? Wer sendet Sie zu mir?"

„Hm," sagte er, „im vorigen Jahre, im Herbste, hat hier eines Nachts ein kleiner alter Herr logirt; er hatte den Wagen gebrochen."

Dem Kranken wurde es leichter. „Dem Manne ist nichts geschehen!" rief er, „ich selbst habe ihn gerettet. Glauben Sie mir."

„Ich glaube Ihnen. Ich weiß es sogar und weiß noch mehr. In derselben Nacht hielt hier ein Wagen mit zwei großen braunen Pferden an. In dem Wagen saßen ein Herr und eine Dame. Wer waren sie?"

Der Kranke antwortete nicht, aber er mußte sich wieder herumwerfen, als wenn er auf Dornen läge.

„Ihr Sohn fuhr den Wagen weiter!" setzte der Polizeirath ruhig sein Inquiriren fort.

„Ja, Herr."

„Wer waren der Herr und die Dame?" wiederholte der Polizeirath.

„Ich habe sie nicht gekannt."

„Aber Sie haben sie gesehen!"

„Nur verstohlen einen Augenblick in der Nacht. Ich durfte nicht herankommen.“

„War der Herr jung?“

„Ja, Herr!“

„Auch die Dame?“

„Sie war älter als der Herr.“

„Aelter!“ zuckte es unwillkürlich in dem Polizeirath auf. „War sie hübsch?“ fragte er weiter.

„Ja, Herr, es war eine schöne Frau.“

„Wie war der junge Mann?“

„Er hatte sich in seinen Mantel eingehüllt und ließ sein Gesicht nicht sehen.“

„Was wollten die Fremden hier?“ fuhr der Polizeirath fort.

„Ich weiß es nicht. Sie sprachen heimlich mit meiner Frau und meinem Sohne. Ich mußte zurückbleiben.“

„Wohin fuhren sie?“

„Ich weiß es nicht.“

„Hörten Sie den Namen Weinfelden?“

„Ich erinnere mich nicht. Aber von dem Schlosse Sendenhorst wurde gesprochen.“

„Alle Wetter!“ fuhr der Polizeirath hoch auf. „Sendenhorst! Das ist das Gut der Sendens! Also doch nicht die Wildenfels? Der alte Lamblet war auf dem rechten Wege!“

„Wohin ist Ihr Sohn jetzt verreist?“ fragte er.

„Auch nach Sendenhorst.“

„Seit wann ist er fort?“

„Seit vorgestern.“

„Alter Mann,“ sagte der Polizeirath ernst und strenge, „Sie treten bald vor Gott. Jene Fremden hatten ein Verbrechen vor. Verschweigen Sie mir nichts.“

„Ich weiß nichts mehr,“ jammerte der Kranke. „Daß sie nichts Gutes vorhatten, konnte ich wohl denken. Sie thaten so geheimnißvoll; ich durfte nichts hören.“

Der Polizeirath sann einen Augenblick nach.

„Auf der Stelle dem Burschen, dem Sohne nach,“ war das Resultat seines Nachsinnens. „Ich muß ihn

haben, ehe er weiß, daß ich hier war. Ich muß ihn überraschen; hat er erst den Alten gesprochen —"

Der Kranke stöhnte schwerer und doch schwächer.

„Gottlob," sagte der Polizeirath, „es geht mit ihm zu Ende. Er kann mir nicht mehr im Wege stehen. Kommt der Bursch dann auch hierher zurück — der Alte ist todt; die Tochter und der Schwiegersohn haben mich nicht gesehen. Niemand weiß, daß ich hier war. Aber soll ich den alten Mann allein sterben lassen? Es geht nicht anders. In seinem Kruge ist ja noch Wasser.

Damit ging er hinaus und befahl weiter zu fahren.

Er kehrte doch noch einmal zu dem Kranken zurück. Der alte Mann war todt.

„Gottlob!" sagte der Polizeirath noch einmal, drückte dem Todten die Augen zu und stieg dann mit dem Gensdarmen wieder in den Wagen.

„Schwager, laß die Pferde laufen, was sie laufen können. Du bekommst dreifaches Trinkgeld."

Und so liefen die Pferde, bis der Polizeirath Kirschner sein Ziel erreichte.

Dieses war das Senden'sche Gut Sendenhorst. Er erreichte es am folgenden Abende.

Eine Viertelmeile von dem Gute ließ er die Extrapost zurück. Weder er, noch sein Gensdarm kannten Sendenhorst.

„Recognosciren wir, Sebald," sagte er zu dem Gensdarm. Sie gingen in dem Dunkel des Abends zu Fuße weiter. Wer ihnen begegnete, hielt sie für ein paar sehr unscheinbare Reisende, vielleicht aus einer benachbarten Stadt.

Die Landstraße, in der sie gingen, brachte sie zunächst an das Schloß. Es sah in der Dunkelheit alt und traurig aus; nur wenige Fenster waren darin erleuchtet. Ein langer Garten dehnte sich neben ihm aus, längs der Landstraße; die Hecke hatte an mehreren Stellen Lücken und Beschädigungen.

Sie gingen an Schloß und Garten vorbei; in der Nähe des Schlosses mußte doch ein Dorf oder auch nur

ein Krug sein. Sie sahen in der Entfernung Lichter und folgten ihnen, und nun kamen sie an ein Dorf, ungefähr zehn Minuten von dem Schlosse entfernt; in diesem fanden sie auch bald den Krug, der sie aufnahm.

„Sebald," hatte der Polizeirath unterwegs zu dem Gensdarm gesagt, „vor Allem müssen wir den Burschen aus dem Waldkruge haben. Er konnte nur langsamer reisen als wir. Nach meiner Berechnung mag er heute hier angekommen sein; er ist dann bei unserer Ankunft schon im Schlosse gewesen, und er wird arretirt, wo wir ihn treffen. Ist er noch nicht im Schlosse gewesen, so lassen wir ihn erst hingehen, und seine Verhaftung erfolgt nach seiner Rückkehr, womöglich auf seinem Rückwege vom Schlosse und je näher bei diesem, desto besser. Ist er schon wieder fort, so müssen wir auf der Stelle zurück, um ihn bei seiner Ankunft im Waldkruge dort zu empfangen. Danach, Sebald, recherchiren und operiren Sie. Zuvor orientiren wir uns im Kruge."

In der Krugstube trafen sie nur den Wirth. Dieser schien ein verständiger Mann zu sein.

„Herr Wirth, wem gehört das Schloß, an dem wir vorbeikamen?"

„Dem Herrn Baron von Senden."

„Es sah verfallen aus."

„Hm, ja."

„Ist die Herrschaft verarmt?"

„Das kann man jetzt eigentlich nicht mehr sagen."

„So wohnt sie wohl nicht hier?"

„O doch."

„Ist der Baron zu Hause?"

„Jetzt gerade nicht; er ist mit seiner Tochter im Bade; die Baronin ist zurückgeblieben."

„Weshalb?"

„Hm, hm."

„Nun, ich will in die Geheimnisse Ihrer Schloßherrschaft nicht dringen; sie gehen mich ja nichts an. — Ist das Dorf groß?"

„Man kann es nicht sagen.“

„Herr Wirth, ist gestern oder heute ein fremder junger Mensch hier gewesen? Groß, stark, mit einem etwas plumpen Gesichte?“

Der Wirth antwortete nicht, er hustete augenscheinlich bei der unerwarteten Frage. Der Polizeirath bemerkte es.

„Ah, Herr Wirth, er ist da gewesen, er muß noch da sein. Ich sehe es Ihnen an, ohne daß Sie antworten.“

„Ich weiß nicht, Herr —“

„Lassen Sie es gut sein, Herr Wirth. Ist ein Polizeibeamter im Dorfe?“

„Ich bin es selbst; ich bin der Dorfschulze.“

„Vortrefflich! Ich gratulire mir und dem Dorfe zu einem so verständigen und zuverlässigen Schulzen. Und damit Sie auch meinerseits im Klaren sind, ich bin der Polizeirath Kirschner aus der Residenz und mein Begleiter ist mein Gensdarm. Hier sind unsere Legitimationen. Ich rechne vor allen Dingen auf Ihre unbedingte Verschwiegenheit. Und nun, ist der Bursch noch hier, nach dem ich fragte?“

„Darf ich Ihnen in Gegenwart des Herrn Gensdarm Alles sagen?“

„Gewiß.“

„Der Mensch ist noch hier. Er kam am Vormittage an und ging bald nachher aus, wohin, sagte er nicht. Aber er war seit Jahr und Tag schon ein paarmal hier gewesen und immer so geheimnißvoll. Da ging ich ihm heute nach, ohne daß er es gewahr wurde, und ich sah ihn zum Schlosse gehen.“

„Ah, zu der Baronin?“

„Doch wohl. Freilich ist noch —“

„Warum stocken Sie? Ist die Baronin nicht allein?“

„Nein.“

„Nachher davon. Fahren Sie fort über den Burschen.“

„Nun, er kam schon nach kurzer Zeit zurück und schien in großem Aerger, in Zorn zu sein. Er stürzte ein Glas Branntwein nach dem andern hinunter, fluchte dabei in

sich hinein, schlug vor sich auf den Tisch und schwor, der Teufel solle sie Alle holen. Als es dunkel wurde, ging er noch einmal aus; er nahm wieder den Weg nach dem Schlosse."

„Wann war das?"

„Vor ungefähr einer Stunde."

„Wird er hierher zurückkehren?"

„Er hat seinen Reisesack noch hier."

„Wie heißt der Mensch?"

„Er nannte sich Hagemann."

„Und, Herr Schulze, wer ist noch bei der Baronin im Schlosse?"

„In dem Schlosse da passiren zuweilen sonderbare Geschichten. Der Baron ist ein alter Mann, wahnsinnig, wunderlich, ein Spieler und Schlemmer dazu. Die Baronin ist über dreißig Jahre jünger als er, noch immer eine schöne Frau und sieht noch immer gern junge Herren."

„Sie hat eine Tochter, die schon Wittwe ist, wenn man mir recht erzählt hat!"

„Es ist so. In der letzten Zeit, seitdem die Tochter wieder hier war, hat die Baronin sehr still und eingezogen gelebt. Eigentlich schon länger, schon seit dem Unglück, das über die arme junge Frau kam."

„Welches Unglück meinen Sie, Herr Schulze?"

„Den Tod des Herrn von Sternberg, oder den Mord. Sie haben doch in der Residenz davon gehört?"

„Gewiß. Also seitdem wurde die alte Dame anders? Aber alt soll sie ja noch nicht sein!"

„Seitdem wurde sie anders, auf einmal, von dem Hochzeitstage an —"

„Herr Schulze, erzählen Sie mir von der Hochzeit."

„Sie war hier, da hinten im Schlosse, und eine fröhliche Hochzeit war es nicht. Die Braut — sie war schon mit einem Andern verlobt gewesen, einem sehr braven jungen Mann — ach, Herr Polizeirath, und Sie hätten sehen sollen, wie die Beiden sich liebten —. Die jungen Brautleute mußten sich trennen. Der alte Baron hatte

im Bade Alles verspielt, zuletzt die eigene Tochter — an jenen Herrn von Sternberg. Das Fräulein Anna mußte ihn heirathen. Die Hochzeit vergesse ich in meinem Leben nicht. Die Braut war mehr todt als lebendig; der Mutter standen nur die Thränen in den Augen; der Vater hatte sich betrunken; selbst dem Bräutigam schien es unheimlich zu sein, er war still und in Gedanken. Als die Hochzeit vorbei war, passirte noch Manches. Das Brautpaar fuhr früh am Abende fort. Gleich nachher zerstreuten sich auch die wenigen Hochzeitsgäste. Ich war am Schlosse gewesen, mit den Bauern des Dorfes, um der Braut beim Abfahren unsere Scheidungsgrüße zuzurufen, und als ich nach Hause ging, war es schon dunkel. Ich machte einen Umweg, um draußen hinter dem Dorfe etwas an meinen Wiesen nachzusehen. Mein Weg führte mich an dem Schloßgarten vorbei. Wie ich durch das Feld ging, hörte ich die Wagen fahren, in denen die Hochzeitsgäste vom Schlosse zurückkehrten. Auf einmal hörte ich aber einen Wagen, der heranzukommen schien, nicht auf der geraden Straße, sondern in einem alten, holperigen Landwege; es war kein Ackerwagen. Ich wurde neugierig, wer da kommen könne. Den Weg faßte eine Hecke ein, hinter der ich mich verbarg und so den Wagen herankommen ließ und, Herr Polizeirath, wenn ich auch die Kutsche noch nicht gesehen hatte, den Herrn, der darin saß, kannte ich nur zu gut."

„Und wer war es?" fragte der Polizeirath.

„Es war der letzte Liebhaber der Baronin. Sie hatte ihn zwei oder drei Monate vorher aus dem Bade mitgebracht, oder eigentlich, er war ihr aus dem Bade gefolgt. Sie kam allein zurück, voll Gram, voll Angst um das arme Kind, das der Vater dort verkauft hatte. Drei Tage nach ihr kam ein fremder junger Herr an, ein blutjunger Mensch, hübsch, schüchtern, aber er sah doch auch unternehmend aus. Er war sogleich zum Schlosse gegangen und er blieb dort. Es hieß, er sei der Sohn einer Jugendfreundin der Baronin, bei der diese auf ihrer Reise zum Bade sich einige

Tage aufgehalten habe; er sei jetzt gekommen, um den Gegenbesuch seiner Mutter anzukündigen. Seine Mutter kam indeß nicht, und der junge Herr blieb, und man sah ihn nicht ohne die Baronin, und man sah auch bald, daß er zum Sterben in sie verliebt war, obwohl sie seine Mutter sein konnte — er war gewiß nicht älter als das Fräulein Anna. Die Baronin — sie soll ihm das auch geradezu gesagt haben; die Kammerjungfer hatte die Beiden einmal behorcht und das Mädchen schwor darauf, die gnädige Frau sei gegen den jungen Herrn ganz wie eine Mutter und suche nur, ihm seine thörichte Liebe auszureden. Ob es ihr geglückt war, ob es überhaupt wahr war — nach drei Wochen war der junge Herr auf einmal fort und man sah und hörte nichts weiter von ihm, bis ich ihn am Abende der Hochzeit wiedersah."

Der Polizeirath unterbrach den Schulzen: „Der Name des jungen Herrn?"

„Keiner wußte ihn. Die Baronin nannte ihn Eduard, und so nannte sie ihn auch im Schlosse nur den Herrn Baron Eduard."

„Eduard!" hatte doch der Polizeirath für sich ausrufen müssen. Der Schulze fuhr fort:

„Diesen Herrn Baron Eduard sah ich auf einmal in dem holperigen Feldwege an mir vorbeifahren. Er saß allein im Wagen und hatte auch keinen Kutscher bei sich; er fuhr selbst."

Der Polizeirath mußte nochmals den Erzähler unterbrechen: „Haben Sie sich den Wagen und die Pferde angesehen?"

„Es war eine hübsche Reisekutsche, von außen dunkel, inwendig mit hellem Zeuge ausgeschlagen. Die Pferde davor waren ein Paar große, dunkle rammsnasige Mecklenburger."

„Erzählen Sie weiter, Herr Schulze."

„Ich sah dem Wagen nach, der nach dem Schlosse hin fuhr. Ich konnte ihn in der Dunkelheit mit den Augen nicht weit verfolgen; bald hörte ich ihn aber auch nicht

mehr; ich meinte, am Schlosse könne er noch nicht sein, er müsse also in der Nähe des Schloßgartens gehalten haben. Ich wollte mir über das Alles allerlei Gedanken machen; es wurde mir aber nichts klar. Eine Stunde nachher wußte ich es. Die Baronin war fort, verschwunden; man fand sie nicht im Schlosse, nicht in der Umgegend; Niemand hatte sie fortgehen sehen; Niemand wußte, Niemand konnte errathen, wo sie war. Die Kammerjungfer entdeckte aber, daß auch Kleidungsstücke der Baronin fehlten. Mir war kein Zweifel, daß sie mit dem jungen Baron Eduard auf und davon war; ich sagte es aber Keinem. Als der Baron von seinem Rausche erwachte und nach seiner Frau fragte, und man ihm sagte, daß sie spurlos verschwunden sei, hat er kein Wort dazu gesagt und nicht wieder nach ihr gefragt. Aber nach drei Tagen kam die Nachricht, daß der Herr von Sternberg ermordet und seine junge Wittwe darüber wahnsinnig geworden sei. Der alte Baron reiste zu seiner Tochter nach dem Schlosse Weinfelden. Am Tage nachher soll auch die Baronin hingekommen sein. Die beiden Eltern sind bei ihrem Kinde geblieben, bis man es in die Heilanstalt bringen mußte. Die Mutter hat sich auch dort von der Tochter nicht trennen wollen; die Aerzte haben aber darauf bestanden, da ihre Anwesenheit der Heilung der Armen im Wege stehen werde. So kamen die beiden Eltern hierher zurück und, wie ich schon vorhin sagte, die Baronin ist seitdem eine ganz andere Frau geworden, sie führt ein musterhaftes Leben; keiner von ihren Liebhabern ist jemals wieder hier gewesen, und sie hat das Schloß nicht verlassen. Auch der alte Baron ist seit der Zeit ein ordentlicher Mensch geworden."

„Und jener Baron Eduard?" fragte der Polizeirath. „War auch er nicht wieder hier?"

„Man hat nie wieder etwas von ihm gehört."

„Man hat auch nie erfahren, wohin er mit der Baronin gereist war?"

„Kein Wort."

„Auch nicht, woher oder mit wem die Baronin in Weinfelden angekommen war?“

„Auch davon nichts.“

„Sie haben auch über das Alles keine Vermuthungen, Herr Schulze?“

„Hm, Herr Polizeirath, ich dachte und denke mir, nach der Hochzeit der Tochter, ihres einzigen Kindes, hat die Baronin mit dem alten Baron, bei dem sie doch nur die Hölle hatte, nicht mehr allein im Schlosse bleiben wollen; da dachte sie an den verliebten blutjungen Herrn Baron Eduard, der ihr treu geblieben war; sie hatte wohl an ihn schon vor der Hochzeit geschrieben; am Abend der Hochzeit kam er, und die Beiden fuhren in alle Welt hinein, und damit sie desto ungestörter sein und Niemand von ihnen etwas erfahren könne, hatte der junge Herr nicht einmal einen Kutscher mitgenommen. Nachher mögen sie sich einen angeschafft haben, der sie nicht kannte und sie nicht verrathen konnte.“

„Und haben Sie dabei nicht,“ fragte der Polizeirath, „an den Burschen, den Hagemann gedacht, der heute wieder hier ist?“

„Der könnte sie ja verrathen, Herr Polizeirath.“

„Ich hoffe es. Aber erzählen Sie mir von dem Menschen. Er war öfter hier?“

„Ich glaube, es ist jetzt das viertemal. Das erstemal kam er schon sechs oder acht Wochen nach der Rückkehr der Baronin, dann war er ungefähr jedes Vierteljahr da.“

„Und was that er jedesmal hier?“

„Er ging zum Schlosse. Dort hat er sich bei der Frau Baronin melden lassen und sie hat ihn angenommen. Er hat allein mit ihr gesprochen, nur kurze Zeit. Dann kam er in den Krug zurück und zog wieder ab.“

„Und Niemand weiß, was er mit der Baronin gesprochen, was er von ihr gewollt hat?“

„Kein Mensch weiß etwas davon.“

„Zeigte er Geld, wenn er vom Schlosse zurückkam?“

„Er bezahlte seine geringe Zeche. Sonst sah ich kein Geld bei ihm.“

„Herr Schulze, wollen Sie mir eine besondere Stube anweisen und mir dann gestatten, daß ich hier heute die Polizei mache?“

„Sie haben ja das Recht dazu, Herr Polizeirath.“

Der Polizeirath wandte sich an seinen Gensdarm.

„Der Bursch muß überrascht werden, Sebald. In dem Moment, da er vom Schlosse zurückkommt, zeigen Sie sich ihm in Ihrer Uniform, erklären ihm, daß er Ihr Arrestant sei, sprechen kein Wort weiter mit ihm und führen ihn zu mir.“

Der Gensdarm ging, zu dem Befehle sich vorzubereiten. Der Polizeirath begab sich in die Stube, die der Wirth ihm anwies. Er war vergnügt und gespannt.

Nach einer Viertelstunde schon führte der Gensdarm Sebald den Burschen zu ihm, den er suchte. In dem breiten, rohen Gesichte des vierschrötigen Menschen zeigte sich nur der Schreck über seine Verhaftung, die ihm ebenso unerwartet gekommen war, wie sie ihm räthselhaft sein mußte.

Der Polizeirath empfing ihn mit seinem strengsten und gemessensten Ernste.

„Ihr heißt Andreas Hagemann?“

„Ja, Herr.“

„Ihr kommt aus dem Waldkruge?“

„Ja, Herr.“

„Was für Geschäfte hattet Ihr hier?“

„Ich? Gar keine, Herr. Aber was wollen Sie von mir?“

„Erinnert Ihr Euch eines alten Herrn, der im vorigen Herbst eine Nacht im Waldkruge zubringen mußte?“

„Ja, Herr,“ sagte er. „Es war ein kleiner. alter Herr; er hatte den Wagen gebrochen.“

„In der nämlichen Nacht,“ fuhr der Polizeirath fort, „kam noch ein anderer Wagen zu dem Waldkruge.“

Der Bursch stutzte. „Es ist möglich,“ sagte er.

„Es ist gewiß und Ihr wißt es. Ihr fuhrt ihn weiter."

„Ich bin oft in der Nacht gefahren."

„Es war eine braune Kutsche mit zwei braunen Mecklenburgern. Es saßen ein Herr und eine Dame darin."

„Es ist möglich. Ich erinnere mich nicht mehr."

„Wohin habt Ihr sie gefahren?"

„Ich erinnere mich wahrhaftig nicht mehr. Ich schwöre es Ihnen, Herr."

„Seit wann kennt Ihr die Baronin von Senden hier im Schlosse?"

„Ich?" fragte der Bursch in seiner Verlegenheit wieder.

„Soll ich Euch Zeugen bringen, daß Ihr dort waret?" fragte der Polizeirath.

„Ich war da," sagte der Bursch, der einsah, daß er nicht mehr leugnen konnte.

„Ihr spracht mit der Frau Baronin? Ihr wolltet Geld von ihr?"

„Ja. Ich sprach sie um eine milde Gabe an."

„Darum habt Ihr die weite Reise vom Waldkruge hierher gemacht? Schon zum vierten Male seit dem October des vorigen Jahres?"

„Ich kam immer zufällig hier durch."

„Ihr habt von der Baronin jedesmal Geld verlangt!"

„Sie hat es mir immer gutwillig gegeben."

„Ihr habt ihr gedroht!"

Der Bursch sah den Polizeirath fragend, errathend an. „Wer hat Ihnen das gesagt, Herr?"

„Ich weiß es."

In das Gesicht des Burschen stieg eine Flamme des Zornes. „Das könnte nur ein einziger Mensch wissen und das wäre sie selbst."

„Seit wann kennt Ihr die Baronin?" wiederholte ruhig der Polizeirath seine frühere Frage.

„Hat sie es Ihnen gesagt, Herr?" fragte der Bursch, und zu der Flamme des Zornes in seinen Augen gesellte sich eine dunkle, unheimliche Gluth der Rache. Der

Polizeirath mußte sich Gewalt anthun, das Leuchten seiner eigenen Augen zu verbergen.

„Und wenn sie es mir gesagt hätte?“ erwiderte er.

Der Bursch schwieg. Er brütete über einem Entschlusse.

„Ihr wollt mir noch nicht sagen, seit wann Ihr die Frau Baronin kennt?“ fragte noch einmal der Polizeirath.

Der Mensch hatte seinen Entschluß gefaßt.

„Nun ja, seit jener Nacht,“ platzte er heraus.

„Seit welcher Nacht?“

„Da der alte, kleine Herr im Kruge war. Sie saß in dem Wagen, den ich fuhr.“

„Wer war bei ihr?“

„Ihr Liebhaber.“

„Wie hieß er?“

„Sie nannte ihn Eduard.“

„Wie waren sie zu dem Kruge gekommen?“

„Der junge Herr war schon ein paar Tage vorher da gewesen und hatte gesagt, daß er in jener Nacht zurückkommen werde, und daß ich ihn dann fahren solle.“

„Und Ihr hattet ihn früher nicht gekannt?“

„Ich hatte ihn in meinem Leben nicht gesehen.“

„Wohin mußtet Ihr ihn und die Dame fahren?“

Der Bursch konnte wieder nicht mit sich einig darüber werden, was er antworten solle.

„Werde ich eine Antwort bekommen?“ sagte der Polizeirath.

Der Mensch überlegte noch immer mit sich.

„Kennt Ihr das Schloß Weinfelden?“ fragte der Polizeirath.

Der Bursch fuhr bei dem Namen in die Höhe. Eine dunkle Gluth ergoß sich über sein ganzes, breites, rohes Gesicht; dann wurde es grau, wie Asche; weiß konnte dieses plumpe, häßliche Gesicht nicht werden. Eine Antwort gab er nicht; er verlor sich in Gedanken, in Ueberlegung.

„Ich verlange eine Antwort,“ sagte strenge der Polizeirath.

„Nein,“ antwortete der Bursch entschlossen. „Ich war in meinem Leben nicht da,“ setzte er zögernd hinzu.

„Aber Ihr habt davon gehört?“

„Ja!“ platzte er, aber erst nach einer Weile, wieder heraus.

„Endlich!“ triumphirten die Augen des Polizeiraths. „Was habt Ihr von dem Schlosse gehört?“

„Nun, es gehörte dem Schwiegersohn der gnädigen Frau hier. Er ist ja darin erschlagen.“ Der Bursch stockte von Neuem.

„Wohin hattet Ihr damals die Beiden gefahren?“

„Das weiß ich nicht, Herr.“

„Ihr sprecht die Unwahrheit. Warum hätte man Euch als Kutscher mitgenommen, wenn Ihr nicht einmal wußtet, wohin Ihr fahrt?“

„Eben darum, Herr, weil ich dies nicht wußte.“

„Erzählt mir Eure Fahrt.“

Der Bursch erzählte, wenigstens anfangs ohne zu stocken.

„Wir fuhren zwei Nächte, die erste Nacht vom Waldkruge aus. Hier kannte ich die Straße und die Gegend noch, dann mußte ich nach rechts von der Straße abbiegen. Von nun an fuhr ich keinen Schritt, den mir der Herr nicht anzeigte, und immer in Gegenden, in denen ich in meinem Leben noch nicht gewesen war. Nur einmal in einem Gehölze ließen wir den Pferden eine halbe Stunde Ruhe. Dann fuhren wir weiter, bis die Sonne aufging. Einmal kamen wir auch an einer Stadt vorbei; aber ich mußte in einem großen Umwege herumfahren. Wir machten Halt in einem großen Walde. In dem Walde mußte ich ganz von jedem Wege abfahren, zu einer dichten Stelle. Dort blieben wir den ganzen Tag. Die Herrschaft hatte Braten und Wein im Wagen. Nachdem es dunkel geworden war, ging es wieder weiter. Es mußte noch vor Mitternacht sein, als der Herr mir befahl, zu halten. Wir waren an der Seite eines Waldes. Du kannst jetzt gehen! sagte der Herr zu mir. — Daß ich

zu keinem Menschen in der Welt von der Reise sprechen solle, hatte er mir schon früher anbefohlen. Meinen Lohn hatte ich auch schon im Waldkruge erhalten, ein gutes Trinkgeld gab er mir auf den Rückweg. Das war die Reise, Herr."

„Und wer fuhr den Wagen weiter?" fragte der Polizeirath.

Der Bursch stutzte und wurde verlegen.

„Das habe ich nicht gesehen, aber —" Er stockte.

„Aber?" fragte der Polizeirath.

„Ja, Herr, als ich gegangen war und mich nach einer Weile umdrehte, da sah ich einen Menschen aus dem Walde kommen, auf den Wagen zugehen und mit dem Herrn sprechen."

„Ah," sagte ungläubig der Polizeirath, „und der Mensch hat wohl den Wagen weiter gefahren?"

„Das mag er wohl."

„Und wie sah der Mensch aus?"

„Das konnte ich nicht recht sehen; ich entsinne mich nur, daß es ein großer Mann war, aber wenn ich ihn wiedersähe, würde ich ihn doch wohl erkennen."

„Und Ihr kehrtet zu dem Waldkruge zurück?"

„Gerades Weges, Herr."

„Und wie fandet Ihr den geraden Weg durch Gegenden, die Euch völlig unbekannt waren?"

„Ich fragte mich bei den Leuten zurecht."

„Ihr sagtet mir vorhin, Ihr hättet den Herrn und die Dame nach dem Schlosse Weinfelden zu gefahren. Woher wißt Ihr das?"

„Ja, Herr, das erfuhr ich schon bald, gleich am ersten Tage auf meinem Rückwege. Es war des Abends. Ich war in einen Krug eingekehrt, der an der Landstraße lag. Da kam die Post vorbei. Der Postillon hielt, um einen Schnaps zu trinken und die Passagiere tranken ein Glas Bier. Dabei erzählten sie von einem greulichen Morde, der in der vergangenen Nacht in Weinfelden an dem Schloßherrn verübt sei. Ich fragte, wo Weinfelden liege,

und nun erfuhr ich, daß ich nur ungefähr vier oder fünf Meilen davon entfernt sei und daß es gerade in der Gegend liege, aus der ich gekommen war."

„Und wie erfuhret Ihr, daß es die Baronin von Senden war, die Ihr gefahren hattet?"

„Das kam so, Herr: An dem Tage, da wir in dem Walde hielten, waren der Herr und die Dame um die Mittagszeit eingeschlafen. Der Herr lag an einem Baume, die Dame hatte sich die Wagenkissen in den Schatten bringen lassen. Sie hatten die ganze Nacht nicht geschlafen; da dachte ich, sie würden sobald nicht erwachen. So konnte ich den Wagen visitiren; neugierig, wer sie seien, war ich schon lange. In dem Wagen fand ich nun eine Tasche der Dame und darin lag ein Brief, und auf dem Briefe stand: An die Frau Baronin von Senden auf Sendenhorst. Und nun wußte ich, wer die Dame war. Ueber den Namen des Herrn fand ich nichts."

Der Polizeirath war mit seinen Fragen zu Ende, aber nicht mit seinem Verhöre.

„Bursch, Ihr habt mir Unwahrheiten gesagt."

„Wahrhaftig nicht, Herr."

„Ihr habt entweder die ganze Geschichte erfunden, die Ihr mir erzählt habt, oder Ihr waret mit in Weinfelden!"

„Wie hätte ich die Geschichte erfinden können?"

„So waret Ihr mit in Weinfelden!"

„Wahr und wahrhaftig nicht, Herr."

„Was hätte Euch sonst veranlassen können, hierher zu kommen und die Baronin zu brandschatzen?"

„Das will ich Ihnen einfach sagen, Herr. Als ich nachher das Nähere über den Mord in Weinfelden hörte, und die Leute von einem unbekannten Herrn und einer Dame sprachen, die in der Nacht geheimnißvoll angekommen seien, da mußte ich nothwendig an die Baronin und ihren Liebhaber denken, und da dachte ich weiter, ich könne die Sache zu Gelde machen, und das habe ich gethan. Nur heute war die Frau auf einmal ein Geizteufel. Und wenn

Ihnen die Frau etwas Anderes gesagt hat, Herr, so hat sie Ihnen etwas vorgelogen.“ —

Der gemeine Mensch sprach das nicht mit jener Treuherzigkeit, aber in Eifer, in Zorn. So sprach er wahr.

Und der Polizeirath hatte vor der Hand genug. Auf ein Geständniß des Burschen, mit in Weinfelden gewesen zu sein, verzichtete er für den Augenblick. Er hatte Schleunigeres und Wichtigeres vorzunehmen. Er übergab den Menschen dem Schulzen als Gefangenen. Dann ging er mit seinem Gensdarm zu dem Schlosse Sendenhorst. Er war sehr zufrieden.

„Nur noch ein einziger leichter Zug,“ sprach er im Gehen für sich, „dann sind sie matt. Alle! Auch der Herr Eduard. Wer er nur sein mag? Auch die Tochter? Die Wittwe? Jene sanfte, weiche, fromme Anna? Sollte auch sie um den Mordplan gewußt haben? Lange vorher verabredet war er. Das war schon früher klar; das steht jetzt ganz fest. Und nur aus Liebe zu der unglücklichen Tochter hat die Mutter den Mord verübt! Aber warum mußte sie trotzdem vorher darum wissen? Nein, nein, es ist nicht glaublich. Aber verhaften werde ich sie dennoch müssen — wenigstens wenn die Mutter leugnet. Dieses arme Kind kann die Wahrheit nicht verleugnen. Die Tochter gegen die Mutter? Du lieber Himmel!

Sie hatten die Nähe des Schlosses erreicht. Ein Wagen fuhr gerade aus dem Hofe, bog um die Ecke und jagte im Galopp davon.

„Teufel!“ fluchte der Polizeirath in böser Ahnung. Er ging schneller und erreichte das Schloß, das still und dunkel dalag. Ein Diener ging über den Hof.

„Ist die gnädige Frau zu Hause?“ fragte ihn der Polizeirath.

„So eben fortgefahren.“

„Wohin?“

„Das weiß Gott.“

„Wann kommt sie zurück?“

„Diesmal wohl gar nicht. Sie hat eine Menge Sachen

mitgenommen. Sie fing gleich nach Mittag an zu packen. Als sie fertig war, ging es fort. Sie nahm Abschied von uns, als wenn sie uns im Leben nicht wiedersehen werde. Wohin sie wolle, sagte sie zu keinem Menschen."

„Verdammt!" fluchte noch einmal der Polizeirath, dessen Ahnung zur Gewißheit geworden war. „Was nun? Die Welt ist weit und Millionen Wege führen in sie hinein und in ihr umher. Was nun, Sebald?"

Auch der Gensdarm Sebald wußte es nicht.

Wieder hörte man einen Wagen fahren. Dieser fuhr zum Schlosse und kam auf den Hof.

„Gehen wir auf die Seite, Sebald."

Der Wagen fuhr an dem Schloßportale vor, und in letzterem erschienen Lichter. Aus dem Wagen stiegen eine junge Dame und ein alter Herr.

„Richtig," sagte der Polizeirath, dessen Ahnung zur Gewißheit geworden war. „Der alte Baron und die junge Wittwe! Sie waren aus dem Bade verschwunden. Der blasse Herr von Adlerhorst ist nicht bei ihnen; ob er unterwegs von seiner plötzlichen Liebe aufgezehrt oder geheilt ist? Aber was geht mich seine Liebe an? Ob ich die junge Wittwe verhafte, das ist die Frage. Das arme Ding? Und gerade jetzt? — Gensdarm Sebald!"

„Herr Polizeirath befehlen?"

„Kehren wir nach Hause zurück."

Ein Polizeirath, ein Polizeicommissarius und eine Nonne.

Zwei Männer kamen aus dem Innern der Stadt, durchschritten die lange Vorstadt und bogen draußen in einen mit feinem Kies belegten Seitenweg ein.

Sie waren hier in dem völligen Dunkel der Nacht. Sie gingen langsam und vorsichtig. Ihre Aufmerksamkeit

blieb eine fortwährend gespannte auf jedes Geräusch in Nähe und Ferne, auf jeden dunkleren Gegenstand in der Finsterniß um sie her. Sie sprachen kein Wort mit einander.

Erst als aus der Stadt hinter ihnen der Ton der Thurmglocken, die eilf schlugen, herüberschallte, begannen sie ein leises Gespräch miteinander.

Die große süddeutsche Residenz hat viele Kirchen, und auf den Kirchen viele Thürme, und in den Thürmen viele Glocken.

„Das war eilf, Sebald."

„Ja, Herr Polizeirath, und wir kommen also beinahe eine Stunde zu früh."

„Sebald, besser eine Stunde zu früh, als eine Minute zu spät."

„Zu Befehl, Herr Polizeirath."

„Und, Sebald, wir haben so volle Zeit, uns nochmals genau umzusehen, genauer, als wir es bei Tage wagen durften, und uns danach so bequem und so sicher einzurichten, wie möglich."

„Zu Befehl," sagte der Gensdarm Sebald wieder pflichtschuldig.

Der Polizeirath hatte unterdeß an etwas Anderes gedacht, und er sprach mehr für sich, als zu seinem Begleiter:

„Gerade um Mitternacht haben die Burschen wieder ihre Zeit gewählt — auch damals im Bade. Nun, jetzt soll die Stunde ihnen hoffentlich anders bekommen, als damals, — die verdammte Dichterin! Wo sie stecken mag? Auch ihre Spur ging bis hierher — die Spur Aller — Nun, ich verdenke es ihnen nicht — es lebt sich hier gut, angenehm. Die blonde Dichterin ist die einzige, die ich hier nicht aufgefunden habe — keine Spur von ihrer dürren Gestalt, ihrem verwelkten Gesichte, ihren blonden Locken. An die Polizei habe ich mich freilich noch nicht wenden mögen, man hätte sich zu erkennen geben müssen."

„Und was hätte es auch geholfen, Herr Polizeirath?"

sagte der Gensdarm Sebald, der, wenn gleich die Worte des Polizeiraths nicht an ihn adressirt waren, ihnen doch aufmerksam zugehört hatte.

„Sie trauen der Polizei hier nicht viel zu, Sebald?“

„Herr Polizeirath, sehen Sie sich einmal die Leute hier an. Da ist keine Accuratesse, keine Ordnung, kein — kein — kein Wesen, Herr Polizeirath. Wie schlottern ihnen die Uniformen am Leibe und da sitzt kein Knopf wie der andere, und Herr Polizeirath, wo die Gensdarmen und Polizeisergeanten nichts auf sich halten, da, da —“

„Da halten sie auch auf ihren Dienst nicht viel, Sebald?“

„So ist's, Herr Polizeirath, das wollte ich sagen.“

Der Gensdarm Sebald war in Eifer gerathen, da hatte er für seine Gedanken die Worte nicht finden können.

Sie waren dem Ende des Kiesweges nahe gekommen und gingen nun langsamer, vorsichtiger, ohne miteinander zu sprechen.

Der Kiesweg hörte auf vor einem großen eisernen Gitterthore, an das sich von beiden Seiten eine hohe und lange Mauer anlehnte. Thor und Mauer schlossen einen weiten Park ein. In dem Parke, gerade dem Thor gegenüber, ungefähr zweihundert Schritte von diesem entfernt, lag ein weitläufiges, schloßähnliches Landhaus.

Der Polizeirath und sein Gensdarm hatten sich dem Gitterthore mit kaum hörbaren Schritten genaht. Sie machten Halt an ihm und stellten sich zu seinen beiden Seiten auf, um sich in dem Park umschauen zu können, ohne von innen gesehen zu werden.

„Sehen Sie noch Licht im Hause, Sebald?“

„Nein, Herr Polizeirath.“

„Hören Sie nichts?“

„Gar nichts, Herr Polizeirath.“

„So machen wir unsere Runde um das Haus.“

Sie gingen links von dem Gitterthore an der Mauer entlang. Diese endigte nach einer Weile; ein Zaun schloß

sich an sie an, als weitere Einfassung des Parks. Den Zaun verfolgten sie nur wenige Schritte.

Der Gensdarm Sebald blieb dann stehen, besah sich eine Stelle des Zauns genauer, fühlte daran herum, bückte sich nieder, arbeitete mit beiden Händen an dem Holzgeflechte, und hob leicht und geräuschlos ein ganzes Stück in die Höhe. Es war eine Lücke in dem Zaune entstanden, durch die sie bequem in das Innere des Parks gelangten. Der Gensdarm Sebald setzte das ausgenommene Stück wieder ein.

„Sie sind ein Teufelskerl, Sebald," sagte der Polizeirath.

„Herr Polizeirath, mit scharfen Messern können Gensdarmen ebenso gut schneiden, wie Spitzbuben."

„Die hiesige Polizei könnte doch von uns lernen."

„Das glaube ich auch."

„Und sie soll und wird sich ärgern dabei. Wetter, welche Augen wird morgen der Herr Ober-Polizeidirektor machen, wenn wir Fremdlinge ihm die beiden gefährlichen Spitzbuben einliefern, die in die ihm anvertraute Sicherheit der Residenz so recht frech eingebrochen waren."

Der Polizeirath mußte vor Vergnügen lachen.

Sie waren an dem Seitenflügel des Schlosses. Auch hier war Alles dunkel. Nun begaben sie sich zu der Rückseite des Gebäudes, die ebenso dunkel, wie die beiden anderen Seiten war. Ebenso war der zweite Seitenflügel.

„Kein Licht im ganzen Hause mehr. Es schläft Alles, und die Diebe können und werden also operiren. Und nun zeigen Sie mir, wo, Sebald."

„Folgen der Herr Polizeirath mir."

Sie kehrten zu der Rückseite des Schlosses zurück.

„Hier!" zeigte der Gensdarm.

Sie standen an einem Souterrainfenster des Hauses. Das Fenster, klein, niedrig, kaum einen Fuß über der Erde, war mit eisernen Stäben versehen. Der Gensdarm zeigte auf einen der Stäbe.

„Hier, Herr Polizeirath! Wenn diese Traille heraus-

genommen werden kann, und dann das Fenster offen steht, so können wir Beide bequem hindurchkriechen."

„Mit Stiefeln und Sporen, Sebald, wenn es sein muß."

„Und hier, Herr Polizeirath, die Stange ist herauszunehmen."

Er hob ohne Mühe den eisernen Stab aus der Fensteröffnung. Der Stab war oben und unten quer durchgesägt und nur lose wieder eingesetzt.

Ohne Mühe schob dann der Gensdarm das Fenster zurück, so daß es weit offen stand. Die eine Klinke, die es zuhalten sollte, war durchgesägt, wie der eiserne Stab.

„Teufel!" sagte der Polizeirath, „die Burschen haben ihre Zeit gut angewandt."

„Sie hatten auch Zeit genug, Herr Polizeirath. Aber lassen Sie mich weiter zeigen. Durch das offene Fenster kommt man in einen Holzraum; von da in einen kleinen Gang, aus diesem zu den Treppen, die nach oben führen. Und nun schläft da oben die Baronin im ersten Stock, rechts, das dritte Fenster."

„Und der Baron?" fragte der Polizeirath.

„Er hat seine Zimmer im linken Seitenflügel. Aber es kommt nicht darauf an; Sie wissen, er ist heute Nacht nicht zu Hause. Die Diebe haben es nur mit der Baronin zu thun"

Der Polizeirath hatte nachgedacht.

„Bringen Sie Traille und Fenster wieder in Ordnung, Sebald", sagte er. „Wir empfangen sie hier, wenn sie zurückkommen."

„Wir lassen sie also Einbruch und Diebstahl verüben?"

„Warum nicht? Ihre Strafe wird desto schwerer."

„Auch einen Mord, Herr Polizeirath?"

„Dieser Bursch', dieser Baron von Aschen, oder Graf Freiberg, wie er im Bade hieß, ermordet die Dame da oben nicht."

„Aber der Andere? Der Brand?"

„Jener wird es nicht zugeben.“

„Herr Polizeirath, auf mein Gewissen nehme ich es nicht. Der Teufel kann bei solchen Gelegenheiten sein Spiel haben.“

„Gensdarm Sebald, der Teufel kann immer sein Spiel haben. Aber seit wann nimmt die Polizei die Spiele des Teufels auf ihr Gewissen? Oder eigentlich, seit wann hat die Polizei ein Gewissen?“

Der Gensdarm hatte keine Antwort auf solche verfängliche Fragen. Er schloß das Fenster wieder zu und setzte die Traille wieder ein.

„Und wo verbergen wir uns bis zu dem entscheidenden Momente?“ fragte der Polizeirath.

„Folgen der Herr Polizeirath mir.“

Auch der Gensdarm Sebald hatte seine Zeit des Nachforschens gut benutzt, wie die Diebe die des Nachforschens und Vorbereitens.

Zu Ende des Schlosses lag ein kleines Häuschen zum Aufbewahren von Harken, Spaten und anderen Gartenutensilien. Dahin führte der Gensdarm den Polizeirath. Die Thür war nur verriegelt; er schob den Riegel zurück und sie traten ein. Auch inwendig war ein Riegel, den er vorschob; so waren sie sicher in dem engen Raume. In der Wand war ein kleines Fenster; es gab ihnen die Aussicht auf die Rückseite des Schlosses.

Der Polizeirath ließ seine Uhr repetiren.

„Drei Viertel auf zwölf. In einer Viertelstunde müssen sie also kommen, wenn sie pünktlich sind.“

„Sie werden es sein, Herr Polizeirath.“

„Ja, ja, Sebald; sie waren es auch im Bade. Am sichersten erkennt man einen Dieb wieder an der Art und Weise, wie er seinen Diebstahl ausführt. Ja, Sebald, und das hat mich doch wieder auf meinen alten, meinen ersten Gedanken gebracht. In das Schloß zu Weinfelden waren die Mörder des Herrn von Sternberg ebenfalls durch das Souterrainfenster gelangt.

Und erwäge ich nun weiter —. Aber ich werde ja Licht bekommen. Endlich habe ich den Menschen! Auf dem Verbrechen, auf einem frechen Einbruch, auf Diebstahl und Raub ertappt, in enger Untersuchungshaft wird er schon zugänglich werden, muß er schon ein Wort mit sich sprechen lassen und also auch selbst sprechen. Ich habe lange darauf gewartet, ihn so zu fassen. Endlich habe ich ihn! Werde ich nun auch noch der blonden Dichterin habhaft — es müßte keine Polizeikunst und kein Polizeiglück mehr geben, wenn ich nicht die Mörder von Weinfelden herausbekäme, nach der einen oder anderen Seite hin. Aber es kann auf der Frau von Senden und ihrem Geliebten haften bleiben; auch mit ihnen hat dieser Freiberg oder Aschen in Verbindung gestanden; es ist kein Zweifel. Durch seine eigene Vernehmung, durch die Dichterin muß es sich noch mehr herausstellen. Hätte ich nur auch diese Dichterin! Sie muß mit jener Nacht ihrer Entführung heraus. Und ich muß sie bald haben. In wenigen Wochen heirathet die junge Wittwe ihren alten, ersten Liebhaber. Die Hochzeit muß mir die Verbrecher liefern, und sollte auch die junge Braut selbst darunter sein. Eine Ueberraschung auf der Hochzeit! Ach, eine solche Hochzeit ist Gold werth —"

Der Polizeirath wurde durch seinen Gensdarm unterbrochen.

„Herr Polizeirath, ich höre etwas."

Dieser horchte. Hinten im Park nahten sich Schritte und kamen auf die Remise zu, in der die beiden Polizeibeamten sich befanden.

Jetzt hielten beide Beamte den Athem an.

Die Schritte setzten sich nach fünf Minuten wieder in Bewegung. Die beiden Beamten athmeten auf.

„Sie waren es, Sebald. Der Brand und der Herr Baron von Aschen, gekleidet wie ein paar Arbeiter. Sie hielten an, um sich zu überzeugen, daß Alles in Ordnung sei. — Da sind sie schon drinnen. Alle Wetter, die waren flink. Im Nu die Kerze weg, das Fenster offen, Beide

im Innern verschwunden, der Baron zuerst. Das ist ein verwegener Gesell! Wenn er doch der Mörder auf Weinfelden wäre! Aber dann wäre sie die Mörderin und nicht die Senden! Eduard heißt auch er. Und, Eduard, ich bin Dein! rief sie ihm zu, als sie den Mord vollbracht hatten! Aber ihr Mann dann? Dieser wilde, wüste, verkommene Wildenfels? Und Emilie heißen sie auch Beide. Der Teufel werde klug aus der Geschichte. Aber ich muß es werden. — Sebald!"

„Herr Polizeirath?"

„Wir müssen den Burschen nach."

„In's Haus, Herr Polizeirath?"

„In's Haus. Ich muß wissen, was sie mit der Dame sprechen, was die Dame mit ihnen spricht. Kommen Sie, Sebald. Wie viele Läufe Ihres Revolvers sind geladen?"

„Drei, Herr Polizeirath."

„Vier Schüsse habe ich. Fort!"

Sie verließen die Remise und eilten zu der Mauer des Schlosses, zu dem Souterrainfenster. Die herausgenommene Stange war nicht wieder eingesetzt; das Fenster stand noch offen. Sie stiegen gleichfalls hindurch, der Polizeirath vorn, und befanden sich in einem stockdunklen Raum.

„Gerade aus ist die Thür," sagte der Gensdarm.

Sie gingen geradeaus und fanden die Thür; dann kamen sie in einen nicht minder dunklen Gang.

„Rechts ist die Treppe."

Sie gingen rechts, der Polizeirath immer voran, und fanden die Treppe. Sie stiegen sie hinauf, aber gingen leiser, langsamer, vorsichtiger. Auf der Mitte der Treppe machten sie Halt, um zu horchen. Sie hörten nichts.

„Sie müssen schon bei ihr im Zimmer sein," flüsterte der Polizeirath.

„Gewiß, Herr Polizeirath. Die Baronin schläft bei offener Thür."

„Sie ist leichtsinnig, oder frech genug dazu. Aber das wußte der Baron und nicht der Brand?"

„Der Baron von Aschen wußte es.“

Sie stiegen die Treppe höher hinauf und erreichten den Corridor des ersten Stocks. Man vernahm keinen Laut darin.

„Links ist das Zimmer der Baronin,“ sagte der Gensdarm.

„Sollten sie Beide darin sein?“

„Ich denke es mir, Herr Polizeirath. Der Eine hält die Dame, daß sie nicht schreit; unterdeß räumt der Andere aus.“

„Sie haben Recht. — Weiter!“

Sie gingen weiter nach links; dort hörten sie Stimmen in einem Zimmer vor ihnen.

„Das Zimmer der Baronin, Herr Polizeirath.“

„Und ihre Stimme, Sebald, und die des Barons, des Grafen! Teufel, jetzt gilt es, Ohren haben.“

Sie hatten die Thür des Zimmers erreicht und machten Halt. Inwendig wurde gesprochen. Der Polizeirath legte sein Ohr an die Thür, um kein Wort zu verlieren. Eine Manns- und eine Frauenstimme sprachen mit einander lebhaft, aber leise.

„Ich muß nun einmal Dein Geld haben, Emilie,“ sagte der Mann. „Da hilft nichts.“

„Elender!“ erwiderte die Frau.

„Auch das Schimpfen hilft Dir nicht.“

„Schurke! Dieb! Räuber!“

„Pah! — Brand, bist Du bald fertig?“

„Es ist nicht viel zu finden,“ antwortete eine dritte Stimme.

„Teufel, Emilie! Ich weiß, daß Du viel, sehr viel liegen hast. Rücke heraus damit! Wo hast Du es verborgen?“

Er bekam keine Antwort.

„Ha, meine Freundin! Vor Deinem Manne magst Du Dein Geld verbergen können; versuche es nicht vor mir! Sonst —“

„Sonst?“ fragte die Frau.

„Ich denke, Du kennst mich, Emilie.“

„Wahrhaftig, ich glaube, Du könntest an Deiner eigenen Schwester zum Mörder werden.“

Der Polizeirath fuhr von der Thür zurück, als wenn — „als wenn mir Jemand urplötzlich eine Ohrfeige gegeben hätte,“ sagte er später.

„Teufel, sie ist seine Schwester!“ rief er. „Also er nicht ihr früherer Liebhaber! Also auch nicht der Mörder! Also sie nicht die Mörderin! Aber warum auch sie nicht? Ihr Mann —! Doch horche ich weiter!“

Man hatte im Zimmer nicht seine Bewegung und seinen Ausruf gehört.

Der Bruder der Dame, Graf Freiberg, wie er im Bade sich hatte nennen lassen, Baron von Aschen, wie er in der großen süddeutschen Residenz sich nennen ließ, hatte gelacht.

„Pah, Emilie, zum Mörder brauche ich an Dir nicht zu werden, um zu Deinem Gelde zu kommen; ich kenne ein anderes Mittel.“

„Abscheulicher! Schlechter Mensch!“ rief die Dame.

„Ja, ja —“

„Endlich!“ sagte auf einmal die dritte Stimme, die Stimme Brands, des abgeschabten Menschen, mit dessen Hülfe der Herr von Aschen schon einmal im Bade und vielleicht anderswo noch öfter gestohlen hatte.

„Findest Du etwas, Brand?“ fragte ihn der Baron.

„Teufel, ja.“

„Ist es der Mühe werth?“

„Ja, ja.“

Der Dieb versicherte es kurz, eilig, wie wenn er mehr zu thun habe, als Worte zu machen.

Es mußte in der That der Mühe werth sein, was er gefunden hatte. Man hörte die Dame mit den Zähnen knirschen.

„Elende! Ich rufe um Hülfe! Ich rufe meine Leute herbei.“

Der Baron lachte wieder dazu.

„Du wirst sicherlich nicht, schöne Schwester. Du weißt, Du weißt —. Aber etwas Anderes wirst Du! Eine schriftliche Bescheinigung mir ausstellen, daß Du mir das Geld freiwillig geschenkt hast.“

„Eher nehme ich mir das Leben.“

„Pah! — Brand, wie viel ist es?“

„Ich habe keine Zeit zum Zählen,“ antwortete Brand.

„Ei, Du weißt es selbst, Emilie. Du bist im Ganzen eine gute Haushälterin. Also setze Dich hin und schreibe. Hier! Dein Secretair steht offen. Beeile Dich. — Brand, mache Alles fertig zu unserem Abzuge!“ —

„Da wird es auch für uns Zeit, Sebald,“ sagte der Polizeirath zu seinem Gensdarm. „Sie geht schon zum Secretair, sie thut, was der Bursch will; freilich, da er sie allein hat, ohne ihren Mann! Seinen Schwager! Ha!“

Der Polizeirath und der Gensdarm eilten den Weg zurück, den sie gekommen waren. Draußen stellten sie sich an dem Souterrainfenster auf.

„Halten Sie Ihren Revolver bereit, Sebald,“ sagte der Polizeirath. „In ein Handgemenge dürfen wir uns mit den Burschen nicht einlassen. Sie sind vielleicht stärker als wir, und am Ende wäre die Frau Baronin im Stande, ihren Edelmuth so weit zu treiben, daß sie dem Herrn Bruder Succurs schickte, um mit dem geraubten Gute davon zu kommen. Da bleibt nur übrig, die Spitzbuben durch plötzliches Vorhalten der schwarzen Mündungen zu überraschen und sie so zum Ergeben zu zwingen. Aufgepaßt, Sebald, da kommen sie schon. Ich nehme den ersten, der kommt, auf's Korn, Sie den zweiten.“

Sie zogen ihre Revolver hervor und Jeder stellte sich auf eine Seite des Fensters.

Die beiden Diebe kamen näher. Sie gingen rasch, schweigend.

Aber sie liefen nicht in die Falle, wie der Polizeirath gemeint hatte.

„Sieh Dich um, Brand, ob die Luft rein ist!“ flüsterte es leise, noch im Innern des Souterrains.

Und vorsichtig erschien unten am Rande des Fensters ein Kopf, und wie der Polizeirath mit der einen Hand nach ihm langen und mit der andern die schwarze Mündung ihm vorhalten wollte, war schon nichts mehr zu sehen.

„Verdammt!“ fluchte der Polizeirath. „Was nun, Sebald? Haben muß ich die Burschen, besonders den Einen, den Baron. Sebald, was nun?“

Sebald wußte es auch nicht; was er wußte, war wenigstens nicht viel werth.

„Wir könnten hineinsteigen, Herr Polizeirath.“

„Sie sind ein Narr, Sebald.“

Der Polizeirath war sehr ärgerlich und sollte es noch mehr werden.

Es klopfte ihm plötzlich Jemand von hinten stark auf die Schulter. „Alle Wetter!“ fluchte er und wollte sich umdrehen, konnte es aber nicht, denn eine kräftige Faust hielt ihn. Eine andere kräftige Faust hielt den Gensdarm; das konnte der Polizeirath sehen.

„Haben wir halt die Spitzbuben?“ rief eine Stimme.

Der Polizeirath stand erstarrt. Ein kleiner Herr trat vor ihn.

„Ei, ei! Haben hier halt eingebrochen. Haben gemeint, das geht hier so, Polizei habe hier keine Augen! Schauen's, haben sich geirrt. Nun, fort! Zur Wache! Machen's halt keine Umstände.“

Der Polizeirath hatte sich gefaßt. „Mein Herr, ich bin der königliche Polizeirath Kirschner aus —“

Der kleine Herr ihm gegenüber lachte.

„Ei, ei, schauen's, das kann gerade ein Jeder sagen.“

„Aber ich habe meine Legitimationspapiere bei mir.“

„Auf der Wache werden's visitirt werden, werden sich auch die Papiere finden.“

„Aber ich bin hier in einer wichtigen Mission meiner Regierung.“

„Schauen's! Einzubrechen und zu rauben?“

„Mein Herr, ich beschwöre Sie, hören Sie mich an. Sie irren sich total in uns. Die beiden Räuber sind

noch im Hause, und wenn Sie uns wegführen lassen, so geben Sie ihnen die Gelegenheit, zu entkommen."

„G'spaßig!" lachte der kleine Herr.

Der Polizeirath aber war der Verzweiflung nahe. Die beiden Verbrecher, an deren Ergreifung ihm Alles gelegen war, sollten ihm entkommen, und er, der königliche Polizeirath, und sein königlicher Gensdarm sollten als Diebe, als Räuber zur Polizeiwache geschleppt werden!

„O, Sebald," rief er aus, „was für eine Polizei ist das hier!"

Da trat der kleine Herr näher vor ihn, sah ihn ganz besonders an und fragte ihn:

„Sie sind halt wirklich Polizeirath?"

„Ich schwöre es Ihnen!" rief der Polizeirath.

„Und wissen's, wer ich bin?"

„Vielleicht ein hiesiger College von mir?"

„Das nicht; denn schauen's, Unsereins hat eben nicht zu rathen, sondern nur zu handeln, und darum bin ich denn einfacher Polizeicommissarius."

„Herr Polizeicommissarius, so beschwöre ich Sie —"

„Erlauben's! Zuerst eine Frage. Kennen's die Geschichte vom Fürsten Metternich in Wien und dem Polizeiminister Fouché in Paris?"

„Es ist möglich. Ich weiß es nicht."

„Ich werde sie Ihnen erzählen."

„Aber die Räuber werden unterdeß entkommen."

„Schadet nichts!"

„Allmächtiger Gott, welche Polizei, Sebald!" flüsterte der Polizeirath dem Gensdarm zu.

„Hören's zu!" sagte der Polizeicommissarius. „Herr Fouché, der Polizeiminister in Paris, war einmal einem gefährlichen Hochverräther auf der Spur. Der Mensch wollte den Kaiser Napoleon ermorden, Frankreich frei machen. Sie wissen, Herr Polizeirath, Diebe, Räuber, mitunter auch Mörder lassen wir wohl einmal laufen, Hochverräther aber nimmer. Fouché hatte erfahren, daß der Mensch in Wien sei und dort seine Verschwörungen

anzettle. Er schrieb also an Metternich und bat um Auslieferung des Mannes. Metternich antwortete ihm kurz, der Mensch sei nicht in Wien. Fouché schrieb noch einmal, er wisse bestimmt, daß der Verfolgte sich in Wien aufhalte; in Wien müsse eine schlechte Polizei sein, wenn sie ihn nicht finden könne. Darauf erwiderte der Clemens, der Fürst Metternich, dem Polizeiminister in Paris, der Hochverräther, den er suche, sei in Paris, sei nicht von da fort gewesen und wohne in der und der Straße, so und so viele Treppen hoch. Und so war es. — Hm, Herr Polizeirath?"

„Ah, Herr Polizeicommissarius," sagte der Polizeirath, „Ihre Leute haben die beiden Räuber schon wohl?"

„Haben's getroffen, Herr Polizeirath. — Uebrigens, verehrter Herr Polizeirath, sind wir Ihnen doch zu Danke verpflichtet. Uns waren die beiden Menschen entgangen; da erschienen Sie mit Ihrem Gensdarm und durch Sie wurden wir auf Jene aufmerksam, und ich versichere Sie, es sind ein paar gefährliche Verbrecher, besonders der eine, der Baron Aschen, wie er jetzt hier heißt, oder Graf Freiberg, wie er noch im verflossenen Sommer in den Bädern sich genannt hat, oder Baron Brebek oder Götz oder Lamblet, oder wie er sonst eigentlich heißen mag. Genug —"

Der Polizeirath unterbrach den Polizeicommissarius. Er war außer sich vor Ueberraschung und Erstaunen.

„Halten Sie ein, Herr Polizeicommissarius! Wie ist der eigentliche Name dieses Baron von Aschen?"

Der Polizeicommissarius zuckte die Achseln.

„Schauen's, den eigentlichen Namen kann ich Ihnen nicht nennen, vielleicht aber den gesetzlichen.

„Sie sprechen in Räthseln."

„Hören's mir zu. In den deutschen Bädern ist seit einem Menschenalter ein kleiner, grauer, alter Herr bekannt. Seit zwanzig Jahren ist er bei den Spielbanken betheiligt. Früher hat er an den Banken gespielt und auch wohl Anderes getrieben, was man gar nicht oder

nur zum Theil gewahr wurde. Ebenso wenig hat man seinen wahren Namen erfahren. Er soll ein Baron von Brebek sein, der aber schon früh Veranlassung gehabt habe, seinem Namen und seinem Adel zu entsagen, und der sich bald Götze, bald Lamblet nennt. Dieser kleine, alte Herr nun hatte eine bildschöne Schwester, die er schon als sehr junges Mädchen an allerlei reiche Herren verkauft hat, zuletzt an einen Gesandten Baron von Halden. Eine Tochter jener Schwester und dieses Baron von Halden ist die Frau von Wildenfels, an deren Schlosse wir hier stehen; wessen Vaters Sohn der Baron von Aschen ist, kann ich Ihnen nicht sagen, aber Sie werden mir zugeben, daß sein gesetzlicher Name der seiner Mutter ist, den man nur leider auch nicht gewiß kennt."

„Hm, hm, Herr Polizeicommissarius," sagte der Polizeirath, der sich noch immer von seinem Erstaunen nicht wieder erholen konnte, „können Sie mir noch mehr von den beiden Geschwistern erzählen? Namentlich auch von der Schwester, von der Dame, der dieses Schloß gehört?"

„Ei, warum nicht, verehrter Herr Polizeirath?" meinte der Andere. „Wir haben noch Zeit. Meine Leute haben den Befehl, da drinnen mit der größten Stille zu verfahren; man muß ohne Noth Niemanden in seiner Nachtruhe stören. Sie müssen also die beiden Diebe zu überraschen suchen, und dazu gehört Vorsicht, und zu der Vorsicht gehört Zeit. Die Schwester des Burschen also, die Tochter des Herrn von Halden, lebte bei diesem als seine Pflegetochter unter dem Namen eines Fräulein von Brebek. Der Herr von Halden, der sie sehr liebte, hatte sie zu seiner Erbin eingesetzt und hinterließ ihr ein kolossales Vermögen; sie führte seitdem auch seinen Namen. Freilich nicht immer. Sie hatte viele Abenteuer und daher Grund, zuweilen den Namen zu wechseln, ebenso wie ihr Bruder, mit dem sie auf Abenteuer in der halben Welt umherzog. Im vorigen Jahre habe ich sie selbst noch als Frau von Bohland gesehen. Sie spielte damals die junge Witwe; ihr Bruder war ein Graf Freiberg. Sie hatte einen

Schwarm von Anbetern, von denen sie Einen selbst anbetete; ja, — und gerade der Eine verließ sie."

„Und wer war der Eine?" rief erwartungsvoll der Polizeirath.

„Ein reicher Edelmann, der Baron von Sternberg."

„Herr des Himmels! Und gehörte auch ihr jetziger Mann, der Herr von Wildenfels, damals schon zu ihren Anbetern?"

„Ich glaube —. Ja, ja, ich erinnere mich. Sie ließ ihn ziemlich links liegen."

„Herr Polizeicommissarius," rief der Polizeirath, „welch' einen Schatz von Mittheilungen verdanke ich Ihnen da!"

„Hätten ihn längst haben können, Herr Polizeirath, wenn Sie hübsch Vertrauen gehabt hätten, daß auch andere Leute etwas von der Polizei verstehen. Uebrigens kann ich Ihnen noch über eine Dame Auskunft geben, von der ich weiß, daß Sie sie suchen."

„Welche Dame meinen Sie?"

„Ah, da sind ja meine Leute mit den beiden Gefangenen."

Um die Ecke des Hauses kamen in größter Stille ein halbes Dutzend Polizeibeamte. Sie führten zwei gebundene und geknebelte Gefangene in ihrer Mitte.

Der Polizeirath erkannte den Baron Aschen, oder wie er hieß, mit seinem Gefährten Brand.

„Sie können sie noch heute Nacht vernehmen, Herr Polizeirath," sagte der Polizeicommissarius.

„Es hat Zeit bis morgen."

„Wie Sie wünschen. Morgen werde ich Sie auch zu der Dame führen, die Sie hier bisher vergeblich suchten."

„Ah, und welche Dame meinen Sie?"

„Die Dichterin Frau von Dürrfeld!"

„Wo ist sie?"

„Im Kloster."

Der Polizeirath kam am andern Morgen sehr vergnügt aus einem der vielen Nonnenklöster der großen süddeutschen Residenz zurück.

Ein amtliches Schreiben des obersten Polizeibeamten der Stadt hatte ihm die Pforten des Klosters geöffnet, hatte die Dichterin gezwungen, widerwillig genug, vor ihm zu erscheinen, ihm Rede und Antwort zu stehen. Seine Gewandtheit und Kenntniß der Menschen, wenigstens der Frauen, oder doch der dichtenden Frauen, hatte ihn weiter zu seinem Ziele geführt.

„Gnädige Frau, Sie hatten das Unglück, von einem großen Bösewicht betrogen zu werden?"

„Mein Herr, ich bin keine gnädige Frau. Gnade ist nur bei Gott, und ich bin seine niedrigste Dienerin und heiße Schwester Cleophea."

„Fromme Schwester Cleophea, Sie hatten jenes Unglück?"

„Ich hatte es."

„Und in der Nacht, oder in der zweiten Nacht Ihrer Entführung trafen Sie durch ein Ungefähr mit der Frau von Senden und einem jungen Baron Reichert zusammen?"

„Ja, mein Herr; es war in der zweiten Nacht."

„Darf ich Sie um die näheren Umstände dieses Begegnisses bitten, fromme Schwester?"

„Nein, mein Herr, Sie werden darüber nichts von mir erfahren!"

Die Nonne, oder vielmehr die Novize, denn eingesegnet war sie noch nicht, sprach die Worte etwas hastig, aber mit einer großen Entschiedenheit.

Die Augen des Polizeiraths leuchteten. „Teufel, die weiß etwas! Und ihr Schweigen! Pah, man müßte die Weiber nicht kennen!" sprach es in ihm.

„Fromme Schwester, der Herr Graf Freiberg und die Frau von Senden kannten sich und es gab eine Scene zwischen Beiden?"

„Mein Herr, ich habe Ihnen schon erklärt, Sie erfahren kein Wort weiter von mir."

„Fromme Schwester, der Graf Freiberg ist hier in der Residenz."

„Es ist mir gleichgültig."

„Er ist ein gemeiner Mensch, ein Betrüger, ein Dieb —"

„Möge die Gnade Gottes ihn auf den Weg des Heils zurückführen."

„Er ist gestern Abend über einem Einbruche und Raubanfalle ergriffen —"

„Möge die Strafe, die ihm werden wird, sein Herz zu Gott erhöhen."

„Fromme Schwester Cleophea, dieser Mensch hat Sie verleumdet, Ihre Ehre angegriffen —"

„Ich verzeihe ihm, wie Gott ihm verzeihen möge."

„Er rühmt sich, Gunstbezeugungen von Ihnen erhalten zu haben —"

Dunkle Röthe des Zornes und der Scham stieg in das Gesicht der frommen Schwester. Einen Augenblick schwankte sie, dann sagte sie ruhig:

„Mein Herr, ich verzeihe in dem Bewußtsein meiner Unschuld ihm auch das."

„Gnädige Frau, er schmähet Ihre Gedichte; er nennt sie wässerig, elendes Gereimsel, ohne Verstand, ohne Phantasie, ohne Gemüth, lauwarmen Theeaufguß —"

„Mein Herr!" rief die Dichterin, leichenblaß, mit fliegendem Athem, mit fliegender Brust — „mein Herr, der Elende verdient keine Rücksicht, keine Schonung. Ja, er traf in jener Nacht mit der Frau von Senden zusammen, die ich im Jahre vorher im Bade kennen gelernt hatte. Er kannte sie, sie kannte ihn. Sie erschrak, als sie ihn sah. Wir waren in einem Posthause; die Pferde wurden gewechselt; wir mußten in der Passagierstube warten. Es war noch eine Extrapost angekommen. Ein Herr und eine Dame traten in die Stube. Die Dame erkannte den Grafen Freiberg. Sie stieß einen Schrei aus, sie wollte entsetzt zurückfliegen. Auch ihr Begleiter erkannte ihn, starrte ihn an wie ein Gespenst, wollte fliehen, konnte nicht, stand wie gelähmt, drohte zusammenzubrechen. Die Frau, die ihn mit sich hatte fortreißen wollen, mußte ihn halten, daß er nicht umsank."

„Und der Graf Freiberg?“ fragte der Polizeirath die fromme Schwester Cleophea.

„Er hatte die Beiden erkannt, wie sie ihn erkannt hatten, und auch sein Gesicht war von Leichenblässe überzogen, er war keines Wortes mächtig; er hatte die Geistesgegenwart, an das Fenster zu treten, hinauszusehen und mir einen Wink zu geben, daß unser Wagen angespannt sei. Ich eilte mit ihm aus der Stube.“

„Und weiter, gnädige Frau?“ sagte der Polizeirath.

„Mein Herr,“ antwortete die Dame, „das Ereigniß war entscheidend für mich gewesen. Eine furchtbare Ahnung hatte mich ergriffen — ich mußte zurückdenken, an das, was im Jahre vorher sich zugetragen hatte, ich mußte — ach —! Genug, mein Herr, die Gegenwart des Menschen wurde mir unerträglich. Ich entfloh ihm in der ersten, nächsten Stunde, in der er mich allein ließ. Ich zog mich in dieses Kloster zurück, um Gott zu danken für die gnadenreiche Errettung aus den Händen eines solchen Menschen, und durch strenge Buße alle Eitelkeit und alle Fehler meines Lebens zu sühnen.“

„Darf ich fragen, gnädige Frau, welche furchtbare Ahnung Sie ergriffen hatte?“

„Ich klage Niemanden an,“ sagte die Dame.

„Sie hatten an die Ermordung des Herrn von Sternberg gedacht?“

„Mein Herr, stellen Sie keine Frage ferner an mich. Es wäre völlig vergeblich.“ —

Zwei Tage nachher war der Polizeirath noch zufriedener und vergnügter. Er hatte seinen Gefangenen Andreas Hagemann zwar nicht mit in das fremde Land führen können; er hatte ihn aber in dem nächsten heimischen Gefängnisse an der Grenze zurückgelassen. Für den Fall, der jetzt eingetreten war, mußte er ihn bei der Hand haben. Der Baron von Aschen mußte ihm vorgestellt, und wenn nöthig, mit ihm confrontirt werden.

Die Vorstellung erfolgte an der Grenze. Der Polizei-

rath führte den einen, der Polizeicommissarius der süddeutschen Residenz den andern Gefangenen dahin. Die Vorstellung geschah so, daß Andreas Hagemann den Baron, dieser aber nicht jenen sah.

„Kennst Du den Mann?“ fragte der Polizeirath seinen Gefangenen.

„Ich muß mich besinnen. Ich meine, ihn schon gesehen zu haben; ich weiß aber nicht wo.“

„Besinne Dich.“

Der Bursch besann sich, aber er schüttelte den Kopf.

„Ich kann ihn nicht zurechtbringen.“

„Du hattest von weitem den Menschen gesehen, der kurz vor Weinfelden zu dem Wagen kam, den Du bis dahin gefahren hattest!“

Dem Burschen ging plötzlich ein Licht auf, noch etwas dunkel zwar.

„Ja, Herr, aber nur von weitem, nicht deutlich.“

„Aber Du hattest seine Gestalt erkannt, Du meintest, wenn Du ihn wiedersähest, würdest Du ihn wiedererkennen.“

„Und wahrhaftig, Herr, ich erkenne ihn wieder.“

Dem Burschen wurde es völlig klar. „Er ist es, wahr und wahrhaftig.“

„Du willst es ihm in das Gesicht sagen?“

„Sogleich, wenn es sein muß.“

„Später!“ —

„Später auf der Hochzeit!“ wiederholte der Polizeirath triumphirend für sich. „Da werden alle Schläge zusammenfallen! Die Mörder sind also doch die Mutter und ihr Geliebter, und nicht jene schöne Frau von Wildenfels mit ihrem Manne! Wie aber der Bruder zu dem Andern kommt? Nun, ich werde auch das erfahren.“

Die Gefangenen wurden zu ihren Gefängnissen zurückgeführt.

Ein Gottesgericht.

Der Polizeipräsident der großen süddeutschen Residenz war ein eigener Mann der Polizei, er war manchmal unter sonderbaren Höflichkeitsformen ein sonderbarer Despot und, wie keiner sich seiner Gewalt entreißen konnte, so wagte Niemand, sich seiner Höflichkeit zu entziehen.

Er gab eine große, glänzende Gesellschaft, wie er mehrmals im Jahre zu thun pflegte. Es war zu Ende des Monats October. Adel und Kaufmannschaft, Offiziere, Beamte, Geistliche, Fremde und Einheimische waren geladen. Die Säle des weitläufigen Hotels waren gefüllt. Alle gaben sich den Vergnügungen und Unterhaltungen hin, die der gegen Alle aufmerksame und liebenswürdige Wirth ihnen vielfältig zu bereiten wußte.

Der Polizeipräsident schien zugleich einen besonderen Zweck zu verfolgen, von dem vielleicht nur zwei oder drei seiner Gäste wissen mochten.

Zu diesen gehörte ein junger Mann mit einem sehr feinen und klugen Gesichte. Er war spät gekommen, hatte fast alle Säle durchschritten, um den Wirth aufzusuchen, und sein Auge hatte jede Ecke scharf durchflogen, vielleicht wohl auch nach etwas Anderem als nach dem Hausherrn. Endlich traf er diesen. Seine stumme Verbeugung zeigte, daß er etwas mitzutheilen habe, der freundliche Händedruck des Polizeipräsidenten erwiderte ihm, daß er verstanden sei.

Nach ein paar Minuten waren die Beiden in einem andern Zimmer unbemerkt allein.

„Alles in Ordnung, Herr von Hasselberg?"

„Zu Befehl, Herr Präsident."

„Sie haben sich überall orientirt?"

„Ueberall."

„Die Dichterin?"

„Geht in diesem Augenblick mit der jungen Dame in das Kabinet neben der Orangerie.“

„Zum Werke dann! Sie führen die Frau von Senden, ich gebe der Frau von Wildenfels den Arm. Den Führer des Herrn von Wildenfels wird mein Sectionschef, der Herr von Landron, machen. Die Thüren des Cabinets stehen offen?“

„Beide.“

„Wohl. Sie treten durch die südliche ein, ich durch die nördliche, Beide zu gleicher Zeit. In demselben Momente erscheinen von der einen Seite der Herr von Wildenfels, von der andern der Herr von Aschen, dem wir diesen Namen vorläufig lassen wollen, weil es sein letzter ist. Dann gilt es Beobachten, und dann rasches Zufassen. Auf Wiedersehen.“

Sie trennten sich.

Der Polizeirath, der hier wieder der Herr von Hasselberg war, kehrte in einen der Säle zurück, durch die er gekommen war. Er stieß dort wie zufällig auf eine Dame, die, obwohl nicht mehr jung, ihre fast blendende Schönheit in außerordentlicher Frische erhalten hatte. Es war heiß in dem Zimmer; die Dame war an ein Fenster getreten, um sich Kühlung zu verschaffen, vielleicht auch um ungestörter ihren Gedanken nachgehen zu können.

„Die gnädige Frau sucht hier vergebens Kühlung,“ sagte der Herr von Hasselberg zu ihr. „Darf ich Sie in die Orangerie führen? Es ist wunderbar erquickend dort. Ich komme daher.“

Sie nahm seinen Arm; er führte und unterhielt sie.

„Ich sah auch die Frau Tochter der gnädigen Frau dort. Die Frau von Sternberg hat sich in der letzten Zeit sehr erholt.“

„O ja.“

„Ich habe es zu meiner großen Freude bemerkt. Die edle junge Dame bedarf und verdient einen reichen Ersatz für die vielen und schweren Leiden, die ihr das Schicksal schon so früh auferlegte. Nun, der Herr von Felsberg

ist ein ausgezeichneter Cavalier und Offizier. Ich höre, die Vermählung wird bald sein?"

„In drei Tagen."

„Gestatten Sie mir, daß ich die Gelegenheit ergreife, Ihnen und dem jungen Paare meine aufrichtigsten Glückwünsche darzubringen."

„Ich danke Ihnen, Herr von Hasselberg."

„Ah, da sind wir in der Orangerie. In jenem Cabinet sah ich die Frau von Sternberg. Befehlen Sie, daß ich Sie dahin führe? Aber Sie werden blaß, gnädige Frau! Sie zittern! Wird Ihnen unwohl?"

Die Frau von Senden zitterte und war leichenblaß geworden. —

Der Polizeipräsident hatte in einem andern Saale die Frau von Wildenfels aufgesucht, deren Schönheit noch in der wirklichen, vollen Jugendfrische blühte. Er traf sie im Gespräche mit einem sehr ernsthaft aussehenden älteren Herrn. Die schöne Frau langweilte sich ebenso sichtlich, wie der Herr glücklich war, mit der schönen Frau sich unterhalten zu können.

„Herr von Landron," sagte der Polizeipräsident zu dem Herrn, „Ihre Frau Gemahlin sucht Sie."

„Parbleu!" rief der Herr von Landron. „Excusiren Sie, meine Gnädigste."

Er erhielt von dem Präsidenten noch einen Wink, den die Dame nicht sah; dann eilte der Sectionschef im Polizeipräsidium von dannen.

Der Präsident hatte schon den Arm der schönen Frau genommen.

„Ah, gnädige Frau, Sie verzeihen mir doch, daß ich Sie errettet?"

Die Dame lachte.

„Ihr Herr von Landron ist etwas langweilig."

„Zumal, wenn er vom Orient erzählt. Er war vierzehn Tage in Constantinopel."

„Und er erzählt soviel davon, als sei er vierzehn Jahre da gewesen."

„Sie reisten viel im Süden, gnädige Frau?"

„Und gern."

„Der Himmel ist blauer dort, die Luft milder, die ganze Natur schöner."

„Und mit der Natur das Leben."

„Das Leben ist freier."

„Kennen Sie etwas Schöneres als die Freiheit?"

„Ich bin Polizeipräsident, gnädige Frau!"

„Ah, ich hatte es vergessen."

„In der Höhle des Löwen?"

Die Dame wollte lachen. Da wurde sie kreideweiß und zuckte plötzlich heftig zusammen. Der Polizeipräsident bemerkte es nicht, obwohl ihr Arm in dem seinigen lag.

„Welch' ein reizendes Bild!" sagte er.

Dann erst gewahrte er das Erbeben der Dame.

„Es erschreckt Sie, meine Gnädige?"

Es war in der That ein reizendes Bild, das der Polizeipräsident und die schöne Dame an seinem Arme gesehen, das die Dame so plötzlich mit dem tiefsten Entsetzen erfüllt hatte.

Sie waren in die Orangerie eingetreten, die sich an die Gesellschaftssäle im Gebäude des Polizeipräsidiums anschloß. Es war ein hoher, breiter, langer Raum. Die schönsten Bäume, Gewächse und Blumen des Südens füllten ihn. Sie standen in hellster Beleuchtung, in wunderbarster Gruppirung, auf den ersten Anblick in der bunten, fast wilden Unordnung des Zufalls, wie eines phantastischen Urwaldes, bei näherer Betrachtung in der anmuthigsten Ordnung des Wechsels und der Mannigfaltigkeit. Zur Seite waren kleine, elegante Cabinete zum Ausruhen. Durch die Zweige und Blüthen der Bäume sah man in sie hinein, sah ihre Lüstres, ihre Divans, ihre Spiegel, Gemälde, kleinen Marmortische.

In einem derselben saßen auf dem Divan zwei Frauen beisammen, eine bildschöne, blasse, sehr jugendliche und eine etwas ältere in weißer Nonnentracht. Sie waren in ein Gespräch vertieft.

„Sie werden mich verdammen, meine fromme Schwester," sagte die Frau von Sternberg.

„Nein, meine junge Freundin," versicherte die Schwester Cleophea. „Zwischen uns Beiden besteht ein sehr großer Unterschied. Ich erkenne ihn klar, denn ich habe mich klar erkannt, seitdem ich im Kloster bin. Mir blieb nur der Schleier; ich war betrogen, und ich hatte mich selbst betrogen, um mich selbst, um mein Leben. Sie, meine Freundin, sind nur durch die Ungunst äußerer Verhältnisse hart behandelt, sehr hart, sehr schwer, es ist wahr; aber Ihr Herz ist Ihnen stark und klar geblieben, und Sie dürfen mit Ruhe und Bewußtsein hineinblicken, und es kann und muß Liebe fühlen und Liebe gewähren. Darf ich noch lieben? Kann ich noch das Herz eines Mannes glücklich machen? Da finde ich Trost in einer anderen Liebe."

Die Dichterin war eine Philosophin geworden. Aber auch der Philosoph, wenn er von sich spricht, pflegt Dichtung und Wahrheit zu sprechen.

„Findet auch Ihr Herz den Trost?" fragte die junge Witwe, „und nicht blos Ihr Verstand?"

„Auch mein Herz, ich versichere Sie."

Die Schwester Cleophea legte ihr Kopftuch von schneeweißer, glänzender Leinwand in allerliebste kokette Falten. Dann fuhr sie fort:

„Und noch durch einen Umstand sind Sie hoch begnadet: Ihnen fehlt die Erinnerung an jene Mordnacht. Das Bild des Mordes steht nicht vor Ihnen, nicht die Gestalt des Mörders; nicht sein Dolch, seine wuthblickenden Augen. Ach, es müßte furchtbar, es müßte entsetzlich sein, wenn Ihre Erinnerung diese Bilder und Gestalten bleibend in sich aufgenommen hätte, sie auf einmal mitten in Ihre Freuden, in Ihr Glück hinein würfe —"

„Halten Sie ein, Schwester!" rief die blasse junge Frau.

Aber die Dichterin konnte nicht einhalten.

„Und noch ein Anderes! Wie furchtbar, wie tief ent-

setzlich, wenn Ihr Auge plötzlich den Mörder wiedersähe, wiedererkennte!"

„Ich beschwöre Sie," rief die Wittwe.

„Ach," fuhr die Dichterin fort, „und auch die Mörderin! Eine Frau, eine Dame war dabei —"

„Herr des Himmels, da ist sie ja!" schrie die blasse Frau auf.

Es war ein furchtbarer Schrei. Er kam aus der innersten Tiefe des Herzens; er zerriß das Herz; man meinte, er müsse es zum Tode zerreißen. Die junge Frau hatte durch die Zweige und Blüthen der Orangerie gestarrt. Da schrie sie auf. Mit dem Schrei sank sie zurück in die Arme der Schwester Cleophea. Ihr Gesicht war weißer als die schneeweiße kokette Leinwand der Nonne.

Aber weißer als dieses edle Gesicht war das schöne Gesicht der Dame an dem Arme des Polizeipräsidenten geworden.

„Meine Gnädige, Sie werden sehr blaß," sagte der Präsident mit kalter Verwunderung zu ihr.

Sie wollte etwas erwidern; sie vermochte es nicht.

Die Frau von Sternberg hatte sich wieder erhoben. Unwillkürlich schließt sich das Auge des Menschen vor dem, was ihn erschreckt, unwillkürlich muß er das Auge wieder darauf richten. Die blasse Frau suchte nach der Mörderin, die sie so auf einmal wiedergesehen, deren plötzlicher, unerwarteter Anblick ihr mit einem Male das Gedächtniß, die Erinnerung an den entsetzlichsten Moment ihres Lebens zurückgegeben hatte. Sie mußte den Blick wieder auf die fürchterliche Frau wenden, aber dieser suchende Blick fiel auf etwas Anderes.

Der Herr von Landron, der Sectionschef des Polizeipräsidenten, war mit dem Herrn von Wildenfels erschienen.

„Da ist auch der andere Mörder." schrie wie wahnsinnig die blasse Frau auf. „Da sind sie Beide zusammen!"

Sie fiel ohnmächtig auf den Divan.

Der Herr von Wildenfels flog mit einem wilden Schrei zurück.

Frau von Wildenfels mußte sich krampfhaft an dem Arme des Polizeipräsidenten festhalten, um nicht umzusinken.

„Meine Gnädigste," sagte der Präsident, „sind Sie denn in der That eine Mörderin? Und Sie, mein Herr von Wildenfels, wären ein Mörder?"

Der Herr von Wildenfels zitterte am ganzen Körper. Frau von Wildenfels hatte sich zusammennehmen können; sie richtete sich stolz auf.

„Mein Herr Präsident, Sie wollten in der That den Worten einer nervenschwachen Wahnsinnigen Glauben beimessen?"

Da hatte sich die Nonne von der Seite der Ohnmächtigen erhoben. Sie trat vor das stolze, freche Weib und sah sie strenge, fast zornig an. Sie war nicht mehr die blonde deutsche Dichterin, sie war eine Priesterin Gottes. Das schneeweiße Kopftuch lag nicht mehr in koketten Falten, es umhüllte ihr Gesicht ernst, feierlich, strenge.

„Gott redet durch den Mund der Reinen," sprach sie zu dem stolzen, frechen Weibe. „Durch jenen reinen Mund sind Sie gerichtet. Erkennen Sie das Gottesgericht an!"

Die Frau von Wildenfels fiel nicht in Ohnmacht. sie kniff die Lippen, sie biß die Zähne zusammen.

„Meine Gnädigste, Sie sind meine Gefangene!" sagte der Polizeipräsident zu ihr. Er hatte nur zu winken, der umsichtige und allmächtige Polizeipräsident.

Polizeibeamte kamen hinter den Bäumen hervor, hinter denen sie sich verborgen hatten.

Frau von Wildenfels und ihr Gemahl wurden als Gefangene aus dem glänzenden Hotel des Polizeipräsidenten abgeführt. Frau von Sternberg erwachte in den Armen ihrer Mutter. Herr von Hasselberg war mit der Dame einen Augenblick zu spät gekommen, gerade als ihre Tochter die Mörderin erkannt hatte. Der kluge Polizeirath war sehr still geworden.

Noch in der nämlichen Nacht ward zu den Vernehmungen des Wildenfels'schen Ehepaares und des Herrn von Aschen geschritten.

Herr von Wildenfels war längst ein gebrochener Mann. Er konnte schon in der zweiten Stunde den Fragen und Vorhaltungen keinen Widerstand mehr entgegensetzen. Er legte ein ausführliches Geständniß des von ihm, seiner Frau und seinem Schwager verübten Mordes an dem Freiherrn von Sternberg ab.

Der Freiherr von Sternberg war der Liebhaber und Geliebte des Fräuleins Emilie von Brebek oder von Halden gewesen. Sie hatte ihn mit unbegrenzter Leidenschaft geliebt. Vielleicht hatte gerade das den wilden Menschen, der sich keinen Banden fügen wollte, von ihr entfernt. Er hatte, in dem Augenblicke, da sie mit ihm am Altare verbunden werden sollte, sie verlassen. Wenige Monate später mußte sie erfahren, daß er mit einer Anderen sich verlobt habe. Ihre Eifersucht, ihre Rache, ihre Wuth konnte nur durch seinen Tod befriedigt werden. Zu ihren Anbetern gehörte der Herr von Wildenfels. Sie gelobte ihm Herz und Hand, sie wolle ganz und gar sein eigen werden, wenn er sie an dem elenden Untreuen räche. Der Herr von Wildenfels war ein schwacher Charakter, von der Leidenschaft für das schöne, verführerische Weib bis zum Wahnsinn erfaßt. Er wurde von ihr zu dem furchtbaren Verbrechen verführt. Mit ihrem Bruder, der den Kutscher machte, fuhren sie durch menschenleere Gegenden zum Schlosse Weinfelden. Wie Emilie von Brebek gewollt, kamen sie fast gleichzeitig mit dem jungen Ehepaare dort an. Der Herr von Sternberg sollte gleich in der ersten Nacht fallen, die er mit seiner Gemahlin in dem väterlichen Schlosse zubrachte. Der Bruder hatte schon vorher die Lokalität auskundschaften müssen. Das Verbrechen wurde vollführt, wie es verabredet war; doch nicht ganz so. Der Herr von Wildenfels sollte es allein ausführen. Der Muth hatte ihn verlassen, da er vor dem Schlafgemache des zu Mordenden stand. Er war zurück-

gekehrt. Da hatte zum zweiten Male das fürchterliche Weib selbst ihn hingeführt. Sie hatte die Thür geöffnet, sie war mit ihm in das Zimmer getreten und hatte ihn zu dem Bett gezogen. Der Muth hatte ihn noch einmal verlassen, als er den Gatten und die Gattin im ruhigen, festen, sichern Schlafe gesehen. Er hatte zurückstürzen wollen. Der Anblick hatte das Weib vollends zur Furie gemacht. Sie hatte ihm den Dolch aus der Hand gerissen, sie hatte selbst den Todesstoß geführt.

So lautete das Bekenntniß des Herrn von Wildenfels. Ob es überall der Wahrheit gemäß war? Namentlich darin, daß nicht er, sondern seine Frau den Mord ausgeführt habe? Er war ein schwacher Charakter und das Weib, das er früher angebetet hatte, war nur noch der Gegenstand seines Hasses.

Die Frau von Wildenfels leugnete mit kalter, trotziger Ruhe Alles, bestritt jede Angabe, jede Bezüchtigung ihres Mannes.

Ihr Bruder lachte in den Verhören. „Fragen Sie meine Schwester,“ sagte er zu dem Inquirenten. „Wenn sie ein Geständniß abgelegt hat, sollen Sie auch von mir Alles erfahren — was ich nämlich weiß.“

Aber am dritten Tage hatte die Frau von Wildenfels in ihrem Gefängnisse sich vergiftet, und der Herr von Aschen war aus dem seinigen auf unerklärliche Weise verschwunden.

Der kluge Polizeirath Kirschner freilich glaubte eine Erklärung zu haben. Man hatte einen kleinen, grauen, alten Herrn sich geheimnißvoll in der Nähe der Gefängnisse herumtreiben sehen. Der Polizeirath dachte an Herrn Lamblet.

Herr von Wildenfels blieb bei seinen Bekenntnissen; aber sie waren bezüglich seiner eigenen That nur halbe; ein voller Beweis konnte nicht gegen ihn erbracht werden; der halbe Mann erhielt eine halbe Strafe; er wurde zu zwanzigjährigem schweren Kerker verurtheilt.

„Bursch," sagte ein paar Tage nach dem Tode der Frau von Wildenfels und der Flucht ihres Bruders, der Polizeirath Kirschner mit einem etwas kleinmüthigen Zorne, als er in das Gefängniß Andreas Hagemann's trat — „Bursch, warum hast Du mir vorgelogen, daß der Herr von Aschen der Herr gewesen war, der in der Nähe von Weinfelden an den Wagen der Frau von Senden getreten war?"

Der Bursch lachte höhnisch.

„Herr Polizeirath, Sie wollten es nicht besser haben. Sie sagten mir so viel vor, und es war Ihnen so viel daran gelegen, daß ich es Ihnen nachsagen sollte, da that ich Ihnen zuletzt den Gefallen. Ich habe Niemanden gesehen, der damals zu der Frau von Senden oder ihrem Wagen gekommen wäre."

Der Polizeirath biß sich auf die Lippen über die Antwort des frechen Menschen und nahm sich eine gute Lehre daraus für die Zukunft.

Für das Geschehene hatte er freilich Einen Trost. Daß gerade zu der Zeit und in der Gegend des Mordes die Frau von Senden in der verirrten Leidenschaft des nicht mehr jungen Frauenherzens und in der Verzweiflung des Mutterherzens jene abenteuerliche geheimnißvolle Fahrt gemacht, hätte auch den gewandtesten und erfahrensten Polizeibeamten irre führen können, und wenn auf jener Fahrt die Dame und ihr jugendlicher Liebhaber mit dem zu seinen Mordzwecken kundschaftenden Baron von Aschen zusammengetroffen waren, und die Dichterin über das Erschrecken der Beiden bei dem zweiten Zusammentreffen mit dem Baron auf ihrer eigenen Entführungsreise ihrer Phantasie mehr hatte den Zügel schießen lassen, als auch die freieste poetische Lizenz gestatten mochte, so war das vollends nicht die Schuld des Polizeiraths.

Druck von Heinr. Ertz in Berlin, Französische Straße 37.

Temme, Jodocus Donatus Hubertus,

Zwei schöne Frauen Criminal-Geschichte von J. D. H. Temme

Berlin 1865